

Prof. Christine Gleixner FvB

Über vier Jahrzehnte Mitglied des Vorbereitungskreises
„Österreichischer Ordenstag“

***Kontinuität und Wandel***

Die in dieser Nummer der Ordensnachrichten abgedruckten Referate des Ordensstages 2007 und weitere einschlägige Texte laden zur persönlichen und gemeinsamen Besinnung auf das Spannungsfeld „Kontinuität und Wandel“ und die damit gegebene Herausforderung für eine schöpferische Gestaltung der Zukunft ein.

Zunächst zeichnet Univ. Prof. Dr. Br. Dietrich Wiederkehr OFM Cap den „Wandel in der Gesellschaft“ nach, wodurch er vom Zuschauer zum Mitspieler wurde. Er will zeigen, wie dieser Wandel in der Gesellschaft von den Ordensgemeinschaften „erlebt und erlitten, nachvollzogen oder auch voraushandelnd aufgefangen“ wurde. Dabei sind der jeweilige Lebenskontext und eine Gleich- oder Ungleichzeitigkeit dieser Entwicklungen zu beachten. Dieses Hindurchgehen durch Wandlungen ist eine gegenseitige Verpflichtung und, wo es gelingt, ein gegenseitiges Glück.

Prof. Wiederkehr sieht die die jeweiligen Phasen charakterisierenden Erfahrungen wie „Baumringe“ und gibt dieser Metapher eine tiefe Bedeutung: „Die Etappen und Geschichtsabschnitte, wie ich sie skizziere, sind so, wie man Baumjahresringe durch mehrere Zeitkreise analysieren kann. Die Schichten sind im Baum und in der eigenen Biographie aber auch verbunden, die späteren fangen früher an, die früheren wirken länger nach, mit allen möglichen Zeitverschiebungen, Gleich- und Ungleichzeitigkeiten. Man nimmt sie mit: mit ihren Kälte- und Wärmezeiten, Stillständen und Wachstumsschichten.“

Die Überlegungen münden in eine Betrachtung des Pfingstbildes von Giotto, wo das als nacheinander Beschriebene gleichzeitig sichtbar wird.

Die zusammenfassende Aussage von Prof. Wiederkehr lautet: „Wandlungen in der Gesellschaft sollen nicht nur passiv ein gewandeltes, sondern reflexiv ein sich wandelndes Ordensleben, sich wandelnde Ordensmänner und -frauen erwecken und beleben.“ Diese Aussage kann einladen zum Überdenken: Wo stehe ich? Wo steht meine / unsere Gemeinschaft? Die Befassung mit diesen Fragen kann zu einer tiefen spirituellen Begegnung und zum Verstehen der unterschiedlichen Einsichten führen.

Im Referat der Exegetin Sr. Dr. Margareta Gruber OSF, „Vom Fremdsein zum Freundsein als Ordenschrist in der Welt“, wird an biblischen Texten das „Fremdsein und Freundsein“ als zwei „Selbstbezeichnungen der ersten Christen“ aufgezeigt. Die Referentin will den biblischen Begriff des „Freundseins“ nahebringen, den sie selbst erst in diesem Jahr in den heiligen Schriften entdeckt hat.

„Freundschaft“ hat in der Ordenstradition eine schwierige Geschichte (wie sich auch in der Diskussion zeigte!), aber das war nicht das Thema. Vielmehr geht es um eine „Spurensuche im Neuen Testament“, „von Jesus bis zu Johannes“ und von dort weiter in unsere Zeit. Denn Freundsein könnte für das Selbstverständnis von Ordenschristen heute viel zu sagen haben! Freundschaft – so lautete die These – begegnet im Neuen Testament als Lebensform, als eine in Jesus begründete Gestalt von „Nachfolge“.

Vertraute Bilder aus der Heiligen Schrift werden unter einem neuen Blickwinkel gesehen und öffnen neue Perspektiven auf das Gottes- und Menschenbild:

I. Jesus – Freund der Zöllner und Sünder: Die Karriere einer Beschimpfung.

II. Lukas: Jesus schafft Freunde Gottes, indem er das Erbarmen Gottes verschwenderisch verteilt.

III. Johannes: Freundschaft zwischen Mensch und Gott.

IV. Ausblick: Freundschaft als Lebensform der Nachfolge.

Dabei wird deutlich: „Fremdsein hebt sich nicht einfach im Freundsein auf, sondern bleibt die Quelle des Respektes, der Ehrfurcht und der immer neuen Entscheidung.“ Freundschaft bedeutet also, „dem Fremden als dem Freund Heimat zu gewähren“. In dieser Grundhaltung öffnet sich der Blick für eine Antwort auf die großen Herausforderungen im Heute und Morgen und können wir Anteil erhalten an Gottes eigenem Leben.

In den Statements der Teilnehmenden am Podiumsgespräch wird deutlich, wie innerhalb der verschiedenen Traditionen und Aufgabengebiete nach schöpferischen Antworten auf die Herausforderung von „Kontinuität und Wandel“ gesucht wird.

Eine „relecture“ der Texte der Wiener Diözesansynode vor 40 Jahren, wie sie die Seiten 62 bis 69 empfehlen, zeigt, wie bis heute dieses Bemühen verankert ist im Zweiten Vatikanum und damit in der weltweiten Kirche.



Dr. Dietrich Wiederkehr OFMCap

Geboren 1933; Kapuziner; Studien in Solothurn, Fribourg und Münster; Professor für Dogmatik und Fundamentaltheologie an der Fakultät der Kapuziner in Solothurn, an den Theologischen Fakultäten Fribourg (1968–74) und Luzern (1974–96). Theologische Veröffentlichungen zur Christologie und Ekklesiologie, zur Sakramentenlehre und Eschatologie. Publizistische Beiträge zur aktuellen pastoralen und kirchenpolitischen Lage; langjährige Mitarbeit in der Erwachsenenbildung; von 2000–2006 Radioprediger im Schweizer Radio; seit 1998 regelmäßige Mitarbeit in der Liturgie in der Pfarrei St. Martin in Zürich.
Anschrift: Wesemlinstraße 42, CH-6006 Luzern.

Wandlungen in der Gesellschaft – Wandlungen im Ordensleben

Autobiographische Querschnitte

Vortrag beim Österreichischen Ordenstag am 20. November 2007 in Wien-Lainz

„Erspart uns, aus dem Zeitungsblatt zu lesen, was wir mit Schrecken selbst erlebt“ (nach Schiller, „Piccolomini“ II,7).

Der Titel im Programm musste vom Zuschauer zum Mitspieler konkretisiert werden. Einerseits soll ja nicht nur beobachtend und zuschauend vom Fenster oder Balkon aus eine Reihe von gesellschaftlichen Wandlungsprozessen erzählt werden (die Sie alle näher und ebenso wachsam erlebt und beobachtet haben), sondern dies soll immer in dynamischem und dramatischem Wechselverhalten zum Ordensleben geschehen, in einem Web- und Stichverfahren, das die Fäden mehrfach hin- und herschießen lässt: Wandel in der Gesellschaft, aber doch so, wie wir als Ordensgemeinschaften ihn erlebt und erlitten, nachvollzogen oder auch voraushandelnd aufgefangen haben. Andererseits wäre es zu allgemein, würde ich diese Wandlungen flächendeckend über Österreich und die Schweiz und allgemein für *alle* Ordensmänner und -frauen beschreiben. Dann doch lieber weniger ausführlich, dafür aber näher: Wie habe *ich* diese Wandlungen erlebt, wie habe ich sie in meiner eigenen Ordensbiographie oder in meiner näheren Nähe,

im Kapuzinerorden in der Schweiz, als Priester, Seelsorger, Prediger und vor allem auch als Theologieprofessor und Begleiter von Studentinnen und Studenten, von Gemeinden und Pfarreien und in meiner eigenen Klostergemeinschaft erlebt. Das lässt auch andere Sichtweisen zu. Es wird einige Auslassungen in der Beschreibung und in der Analyse mit sich bringen, dafür aber einiges mehr an Nähe und Anschaulichkeit, an Lebens- und Glaubensgeschichte. Also doch nicht so wie im Schillerzitat: Nicht was Sie aus dem Zeitungsblatt selber lesen konnten, sondern was *ich* – nicht grad mit Schaudern, aber mit Zittern und Bangen, mit Hoffen und Gelingen – erlebt habe.

Die Etappen- und Geschichtsschnitte, wie ich sie skizziere, sind so, wie man Baumjahre durch mehrere Zeitkreise analysieren kann. Die Schichten sind im Baum und in der eigenen Biographie aber auch verbunden, die späteren fangen früher an, die früheren wirken länger nach, mit allen möglichen Zeitverschiebungen, Gleich- und Ungleichzeitigkeiten. Man nimmt sie mit: mit ihren Kälte- und Wärmezeiten, Stillständen und Wachstumsschichten.

1. Gesellschaft der Verwandten und der Nachbarn (bis ca. 1960)

Es wäre übertrieben und über den damaligen Horizont hinausgeblickt, würde ich rückblickend die erste Zeit meines Ordensleben als eine Zeit in einer „Gesellschaft“ bezeichnen – wo es nicht nur das Wort Gesellschaft, sondern auch diesen Horizont und diese Perspektive noch gar nicht richtig gab. Meine religiöse Sozialisierung vollzog sich in einer Familie, wie sie bei vielen gleich aussah: Der Vater Arbeiter, die Mutter führt einen Dorfladen, wir sechs Kinder besuchen die Schule, treten eine Lehre an und ich gehe fürs Gymnasium in eines der Internate, wie es die Kapuziner in Stans führen (wie die Benediktiner in Engelberg, Disentis usw.) – eher äußerer Zufall, dass es ein Kapuziner-Kollegium war, mit dem Ziel: Gymnasiallehrer, Deutsch, Geschichte. Bis ich entdeckte, dass dies die Kapuziner in Stans auch gut machten und dabei brüderlich und fromm im Kloster miteinander lebten: „So einer will ich werden!“ Und so einer wurde ich, in Noviziat, Studienjahren, Priesterweihe, in Klosterjahren der Einführung und Entwicklung, im Studium der Theologie. Dies alles in einer „Gesellschaft“ von religiösen Verwandten und Nachbarn: in der eigenen Pfarrei, in der katholischen Schweiz, der Schweiz der Katholiken, für die schon die reformierten Kantone so etwas wie Ausland waren. „Gesellschaft“, das war der kirchliche Vorgarten!

Erst beim gelegentlichen Überschreiten dieser Verwandtschaft und Nachbarschaft, in der Kutte im Hauptbahnhof Bern oder in der Zürcher Bahnhofstraße – da berührten wir etwas wie Ausland und wurden als Exoten oder entlaufene Figuren aus dem Landes- und Theatermuseum beäugt. Aber davon kehrten wir wieder zurück ins Kloster und in die Verwandten-Welt. Kapuziner, Klosterleute, die lebten ihren Glauben einfach etwas ausdrücklicher, beteten regelmäßiger, gingen häufiger in den Gottesdienst, hielten über die Gebote hinaus auch die evangelischen Räte. Aber darum haben wir uns nicht in einem eigentlichen Gegenüber zur Nicht-Klosterwelt gesehen und diese umgekehrt uns auch nicht. Wir lebten in dieser Gesellschaft.

Der Bub auf dem Berner Gurten, der die Mutter fragt: „Gibt es hinterm Gurten, dem Hausberg von Bern, auch noch Leute?“, bekommt zur Antwort: „Mer wei ned grüble.“ Wir grübelten nicht – und so gab es die Dimension der Gesellschaft, abgehoben und unterschieden, nicht. Dass wir tatsächlich selber in einer Gesellschaft lebten, selber Gesellschaft waren, mit Zusammengehörigkeitsregeln und -ordnungen, mit Verpflichtungen und Verboten und Tabus, mit Ritualen und gemeinsamen kulturellen Codes – wir waren so sehr darin, dass wir dazu gar nicht reflektierend Abstand nahmen. Das machten wir erst, als diese Gesellschaft platzte wie eine Geburtsblase. Und aus dieser „Gesellschaft“ erhielt man und meinte man weiterhin „Ordensnachwuchs“ zu erhalten.

Tempi passati? Sie kennen wohl Ordensgemeinschaften, Ordensmänner und -frauen ..., die noch länger diese Perspektive pflegen, festhielten – wider bewusste und spürbare und gefürchtete Distanzierungen und nur noch mit Mühe aufrechtzuerhalten. Aber diese Mühe gaben und nahmen sich einzelne Gemeinschaften noch länger. Die größere Gesellschaft ahnten sie am Horizont, so wie Joseph Roth im „Radetzkymarsch“ weiß, dass hinter Przemisl die Ukraine und das unendliche russische Zarenreich beginnt – das sie aber nicht betreten und aus dem höchstens der Pusztawind herüberweht ... Dort fing und fängt die „Gesellschaft“ erst an. Ein Rückblick wie auf ein verlorenes Paradies.

2. Gesellschaft im Licht des Leuchtturms des Glaubens („Gaudium et spes“)

Die eigentliche Entdeckung der Gesellschaft, als autonomer Wirklichkeit, als komplexes Gebilde und als Prozesssubjekt von Wirtschaft, Kultur, Rechtsordnung, von Zusammenleben und von gemeinsamer Zukunft kam

für mich erst mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Zum Glück tat sich uns, mir, dieser Horizont auf unter gleichzeitiger günstiger und glaubender Beleuchtung. Es fing an mit Büchern über die Theologie der Welt, der Weltexistenz des Glaubens im christlichen Laien, begleitet von *Teilhard de Chardin* – und schließlich von verschiedenen Leuchttürmen vom Zweiten Vatikanum. Das Konzil stellte die Kirche exponierend in die neuzeitliche Welt und Gesellschaft, nahm wahr, dass es viele Nichtchristen und Nichtglaubende gibt, verschiedene Religionen und vor allem gesellschaftliche Lebensbereiche, die von vielen ohne Religion, Theologie und Kirche gestaltet und geordnet würden. Schon die Kirchenkonstitution warf ein warmes Licht auf diesen Außenbereich. Sie sah die Religion dieser Menschen und Völker zwar mit ihren Defiziten zum Christentum, aber doch in eine heilsame Bewegung hinein genommen, unterwegs zum Heil, mit authentischer Heilmöglichkeit, mit Wahrheitsgehalten, mit ethischem Ernst usw. Die Kirche sah sich selber als Sakrament der Einheit zwischen Gott und Menschen und den Menschen untereinander; auch außerhalb der Kirche wurde Heil zugestanden und zugesprochen.

Ausführlicher und welt- und gesellschaftsgeographischer richtete die Pastoralkonstitution „*Gaudium et spes*“ (1965) ihre Scheinwerfer in die Bereiche der Wirtschaft, der Gerechtigkeit, des Friedens, der Kultur. Dies in einem positiven und kooperativen Verhalten und Verhältnis. Die Mängel und die Aporien wurden zwar nicht zugedeckt: Friede und Kriegsrüstung, Ernährung und Hunger, Freiheit und Menschenwürde, Unterdrückung und Diskriminierung. Aber auf all diesen Gebieten wurde auch ein echtes und positives Streben nach mehr Gerechtigkeit, nach Menschenwürde, Gleichberechtigung anerkannt und kooperationswillig aufgenommen. Dafür hatte schon die epochale Enzyklika „*Mater et Magistra*“ (1961) die Tür aufgemacht, die über die weltanschaulichen Differenzen und Gegensätze hinweg – Atheismus und Gottesglaube, gnadenhafte Erlösung und angestrengte Selbstbefreiung –, dennoch eine tiefere Gemeinsamkeit in der Zielsetzung (Intention) und in den Beweggründen anerkannte (Motivation). Für all diese Bestrebungen bot sich jetzt die Kirche an, nicht mehr als allein seligmachende und nicht mehr mit einem Monopol auf Wahrheit, mehr Gerechtigkeit usw. ..., aber in Anerkennung und in Kooperation mit diesen gesellschaftlichen Bestrebungen.

Mit den Theologiestudenten und den Mitprofessoren zusammen verfolgten wir das Konzilsgeschehen, wagten uns bei so begleitendem Geleitschutz unbefangen und vertrauensselig auf diese Gelände und Ebenen hinaus, nicht mehr in ängstlicher Sorge um Glaube und christliches Ethos,

sondern in einer Offenheit und ohne Berührungsängste – sicher auch mit der Überzeugung, in diese Dialoge und Kooperationen hinein überzeugende christliche Wahrheit und überbietende christliche Hoffnungen und Heilsziele einzubringen. Die positive Würdigung von „*Populorum progressio*“ (1967): innergeschichtlicher Fortschritt, Kampf für Gerechtigkeit, Verhandlungen auch zwischen militärischen und wirtschaftlichen Blöcken, schufen eine grundvertrauende Zuversicht. Erst später und erst allmählich nahmen wir auch die kritischen und besorgten Rückrufe zur Kenntnis: Das Zweite Vatikanische Konzil und vor allem „*Gaudium et spes*“ hätten sich zu vertrauensselig und optimistisch, zu fortschrittseuphorisch auf das gemeinsame Gelände und in die Kooperation mit weltanschaulich so verschiedenen und gegensätzlichen gesellschaftlichen Kräften und Trägern eingelassen. Genauso wurde auch Teilhard de Chardins gegenwärtige und zukünftige Fortschreibung der Evolution kritisiert und sogar verurteilt. Dennoch behielt er seine Faszination und seine befreiende Annäherung und Konspiration, die er zwischen weltanschaulich verschiedenen und gegensätzlichen Kräften riskierte.

Eher – jetzt ins Christentum hinein –, eher sahen wir uns als Christen, als Kirche, als Orden von diesen Bewegungen in der Gesellschaft selber herausgefordert. Bevor wir als Kirche nach draußen, von den anderen, von der Gesellschaft dies forderten, fiel der Bumerang auf uns selber zurück: Wie steht es bei uns in der Kirche mit der Gleichberechtigung, mit der Würde der Frau, mit der Religions-, Meinungs- und Informationsfreiheit, wie mit Menschenrechten und mit gerechter Entlohnung und mit der Gestaltung gerechter wirtschaftlicher Verhältnisse, mit dem Abbau von Gewalt, Drohung und Einschüchterung? Wie mit Militarismus und mit den traditionellen Lehren vom „gerechten Krieg“?

Schließlich erhielten jetzt die Weltpräsenz und das Weltzeugnis des christlichen Laien, mit größerer theologischer und spiritueller Ausbildung, mit zugestandenem oder abgerungenen Möglichkeiten in der Kirche, in Theologie, Liturgie, Apostolat, Mitverantwortung ... usw. eine neue Identität angeboten, wie sich Christsein in der Welt leben lässt, ohne in einen anderen Stand zu wechseln. Wozu dann noch „die Welt verlassen“ und in einen Orden eintreten, wo doch mitten in der Welt überzeugend und erfüllend christliche Weltpräsenz und -sendung als Laie zu leben war? Diese Krise traf vor allem die caritativen und schulischen Orden!

3. Gesellschaft als religionskritische „Kaltfront“: Säkularisierung

Wandel in der Gesellschaft – das kann und konnte rasch gehen. Umso mehr dann, wenn sich diese Gesellschaft selber meldete und sich nicht mehr vom Leuchtturm des Glaubens, von Kirche und Ordensleben aus verstand und verstehen ließ. Das Zweite Vatikanische Konzil hatte noch weit über die Grenzen der Kirche hinaus das Licht scheinen lassen, hatte die Bewegungen und Bemühungen der Menschen in Gesellschaft und Politik als heilhaft und heilwirkend interpretiert. Diese Schonfrist war von kurzer Dauer: Schon vorher und früher hatte sich die Säkularisierung, die Religionskritik, die Autonomie des Menschen, die Abwesenheit Gottes angemeldet – und brach jetzt in die Türen ein. Und sie bekam Schützenhilfe von innen: Nicht nur äußere Mauerbrecher, sondern Mitverschworene ließen jetzt Theologie und Spiritualität die gleiche Kaltfront freiwillig, zustimmend und ebenso nüchtern und ernüchternd einströmen.

Noch während wir – als Theologieprofessoren – mit den Studenten die Liturgiekonstitution begrüßten und die Offenbarungskonstitution als ökumenisches Ereignis feierten, weil in beiden das „Wort Gottes“ endlich zum Zuge kam – wurde jetzt dieser Genitiv, Wort Gottes, ein redender Gott radikal in Frage gestellt. Die Gottesfrage stellte selber Gott in Frage. Ethik kam ohne Theologie aus.

Die zu lange aufgeschobene Auseinandersetzung vor allem der katholischen Theologie und des Ordensleben mit der Neuzeit und der Aufklärung, mit der weltlich gewordenen Welt, musste jetzt beschleunigt nachgeholt und nachgeleistet werden. Jean Pauls „Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, dass kein Gott sei“ wurde als Schriftlesung in Gottesdiensten den Gläubigen schonungslos um die Ohren geschlagen. „Gott ist anders“ – das Buch des anglikanischen Bischofs *Robinson* machte kirchlich populär, was vorher nur in der Entmythologisierung von *Bultmann* oder in der – nicht gelesenen – Theologie von Paul *Tillich* zu lesen gewesen wäre. Am meisten aber brach Dietrich *Bonhoeffers* Postulat eines „nicht-religiösen Redens“ und einer mündigen Welt, die Gott nicht mehr nötig hat und den Menschen ohne Gott leben heißt – breit gestreut und gelesen –, in die bisherige Frömmigkeit und in die oft unbekümmerte Rede von Gott und zu Gott ein. Auch in die Rede *zu* Gott: Zu einem so verborgenen, verschwundenen und „toten“ Gott ließ sich auch kaum mehr beten.

Mir persönlich kamen diese Gedanken nicht nur aus Büchern und nicht nur von außen über die Klostermauern in Radio und Fernsehen zu Ohren, sondern die lesehungrigen und -kundigen Studenten, die jungen Mitbrüder

im Theologiestudium stellten jetzt Gebet, Liturgie, geistliches Leben radikal in Frage: theoretisch, praktisch und für ihre eigene Existenz. Wozu Chorgebet, Betrachtung, wozu Anbetung und Meditation – die doch nur die Augen zu schliessen versuchten vor der nüchternen Welt, vor der Leere und der Abwesenheit und dem „Tode Gottes“. Die theologische Krise wurde jetzt auch von vielen bisherigen Mitbrüdern – nicht von den dümmsten – als intellektuelle und existenzielle Glaubenskrise signalisiert – und führte gemeinsam mit anderen Motiven zu häufigen Ordensaustritten.

Jetzt galt es, mit der Gotteslehre, mit Christologie, mit Liturgie noch viel fundamentaler anzusetzen. Zum einen wurden die biblischen Zeugnisse der Fraglichkeit und der Abwesenheit Gottes deutlicher vernommen. Hiob, der Verlassenheitsruf Jesu am Kreuz und die Anfechtungen des Glaubens waren jetzt nicht mehr bloß pastorale Situationen von Beichtenden oder Rat suchenden Menschen aus der Welt, sondern damit rangen Mitbrüder in ihren Klosterzellen und mitten im Chorgebet und während der Eucharistiefeier. Die Vielfalt und die Farbigkeit der biblischen Gottesbilder wurde aufgebrochen und musste jetzt auch Leerstellen und Löcher in dem gemalten Himmel aushalten. Bis es nur zur betenden Anrede an und zu Gott kam, galt es, eine dünne und trockene weltliche und säkularisierte Luft auszuhalten und einzuatmen ..., bevor der Ruf zu Gott gewagt werden konnte. Die eben erst wieder erschlossene und neu aufstrahlende Schönheit der Liturgie, von Heilsgeschichte und -mysterium, die sakramentale Vergegenwärtigung und der Mitvollzug ... das musste in mühsamen Buchstabierübungen vorbereitet und eingeübt werden: *Rahners* „Von der Not und dem Segen des Gebetes“.

Was noch am ehesten blieb, war das ethische Handeln, die praktische Realisierung von Stellvertretung, Erlösung und Befreiung. In langsamen Schritten wurde erkannt, dass das Handeln von Jesus her und mit ihm zusammen doch auch vorher und immer wieder die glaubende Beziehung zu ebendiesem Jesus Christus voraussetzte. Die Sinnhaftigkeit von Kontemplation hatte kaum mehr eine in sich sinnvolle Berechtigung, sondern ließ sich zur Not noch als vorherige Erinnerung und abschließende Danksagung begründen und vollziehen.

Wieder einmal erwies es sich für die gesunde Entwicklung von Glaube und Ordensleben als fatal, dass die Kinderkrankheiten zu ihrer anfallenden Zeit verdrängt und später umso heftiger und akuter nachgeholt und „durchgeseucht“ werden mussten. Aber an diesem Durchgang, an dieser „hohlen Gasse“ vorbei führte und führt auch heute kein Weg: Ordensleben lässt sich nicht in einem isolierenden Sauerstoffzelt, immun gegen die umgebende

und penetrant trockene eindringende Gesellschaft leben, sondern nur miten drin, in dieser bis zu innerst eindringenden Atmosphäre. Wir haben die Kaltfront nicht hinter, sondern vor uns!

4. Gesellschaft der Verbündeten: Kooperation

Meine wohl nächste und intensivste Berührung mit „Gesellschaft“: Seit 1960 führt die katholische Kirche der Schweiz eine Aktion durch in Information und Geldsammlung: „Fastenopfer der Schweizer Katholiken“, die ersten zehn Jahre als „Missionsjahr“ bezeichnet, ab 1970 zusammen mit dem analogen reformierten Hilfswerk „Brot für Brüder“ (heute: für alle!). Die Aktionsfelder weiteten sich aus, bezogen auch die diakonische und entwicklungspolitische Hilfe und Solidarität mit ein. In den Jahren 1975–85 standen immer mehr Themen und Problemfelder der Wirtschafts- und der Verteidigungspolitik auf dem Programm: „mit den Armen auf dem Weg“, „Frieden schaffen“ ..., dies gleichzeitig mit dem Gedenkjahr an den Friedensstifter Bruder *Klaus von Flüe*. Die thematischen Vorarbeiten für die Aktion, für Katechese, für Predigt- und Liturgieunterlagen, vor allem aber ein Fastenkalender „40 Tage Gotteswort“ verbanden immer mehr aktuelle und konkrete Projekte in den Ländern der Dritten Welt, Landwirtschaft, Schulungsarbeit, aber auch pastorale Projekte der Kirchen. Immer mehr aber gingen von diesen Zielen eine Rückkoppelung und ein Rückstoß aus auf die Sicht und die Politik im eigenen Land. Die Wirtschaftspolitik der Industrieländer, der Schweiz selber, die Exporte und die Lieferbedingungen gegenüber den Drittländern: Sind sie von europäischen Interessen diktiert und bestimmt? Kamen die Lieferländer zu ihrem Recht? Noch mehr war ein Rückstoß spürbar, als mit den Konflikten und Kriegen in den Entwicklungsländern, Tschad, Nigeria, Südafrika, auch Komplizenschaften der Schweizerischen Armee-Ideologie, mit Rüstungsexporten und mit der Unterstützung der herrschenden Regime, in Lateinamerika, in Südafrika, usw. aufgedeckt wurden. Damit geriet die Bildungsarbeit der Kirche auf ein Minenfeld, tangierte vielfältige Interessen und politische Meinungen und Interessen der eigenen bürgerlichen Gesellschaft in der Schweiz. Weil die Aktionen und die Slogans und die täglichen Kalenderblätter mit ausgewählten Bibeltexten und Informationstexten und Appellen sich einerseits abgrenzten von der herrschenden Wirtschaftspolitik, der Armee und der Rüstungspolitik, zogen die Materialien immer mehr den Verdacht und Vorwurf auf sich, linkslastig zu werden, mit den linken Parteien der Schweiz gemeinsame Sache zu machen. Wie sich diese schweizerische Ge-

sellschaft, als bürgerliche Kirchengesellschaft, zusammensetzte und verstehen wollte, das bekamen wir deutlich und aggressiv zu spüren: bürgerliche Parteien, auch die Christliche Volks-Partei (CVP), Offiziersgesellschaften, maßgebliche und einflussreiche Politiker/innen, die Presse (Neue Zürcher Zeitung) reagierten gereizt und provoziert auf die Aktionen: Sie seien antimilitaristisch, pazifistisch, antiwestlich und russland-freundlich usw., anti-amerikanisch usw.!

Für die Hilfswerke eine Belastungs- und Zerreißprobe: nicht mehr konfessionelle Differenzen zwischen dem katholischen und dem reformierten Hilfswerk, sondern quer durch die Mitglieder und die tragenden Kräfte der Kirchen im ganzen Land spalteten und konfrontierten sich die Christen, die Kirchen, ihre leitenden Organe, die Bischofskonferenz und der Kirchenbund – die je ihre politischen Flügel hatten.

Es waren vor allem die in den Organen mitwirkenden Ordensleute, Jesuiten, Kapuziner, die Missionsorden und -gesellschaften (Missionsgesellschaft Bethlehem-Immensee), die sich nicht einschüchtern ließen, die sich auch durch erpresserische Spendenverweigerung nicht zur kleinlauten und angepassten Linie verführen ließen. Während innerhalb der Kirche der Dissens in den politischen Optionen aufklaffte, wurden neue Brücken geschlagen zu gesellschaftlichen Kräften, die – ohne religiöse und ohne kirchliche Sprache und Motivation – gleiche und gemeinsame Ziele verfolgten: Unterstützung der Selbsthilfeorganisationen, Kritik an den Menschenrechtsverletzungen, Amnesty International, Greenpeace, Proteste gegen die bedenklichen Verflechtungen von wirtschaftlichen Allianzen mit den unterdrückenden und ausbeutenden Regierungen und Generälen.

Der Wandel in der Gesellschaft und die Polarisierung der Interessen wirkten sich auch zurück aus auf und in die Kirchen hinein: Es gab und gibt aber auch erfreuliche und ermutigende Stellungnahmen und öffentliche Aktionen und Zeichensetzungen: Mahnwachen für Menschenrechte, Demonstrationen vor dem Parlamentsgebäude in Bern, Protestdemonstrationen vor den Waffenfabriken und -industrien, Militärdienstverweigerung und publizistische Präsenz in den Medien, in Presse und Fernsehen. Noch jetzt geht die Spaltung auch durch die Ordensgemeinschaften hindurch, ist in Klöstern spürbar, bricht auf in Gottesdiensten, Predigten, in den Presseorganen der Mission und der Pastoral – mit Leserbriefen und Abbestellungen, mit Unwillensäuerungen in den Gottesdienstgemeinden, mit Kirchengaustritten und Gegenbewegungen. In den reformierten Kirchen bildete sich eine Bewegung „Kirche wohin?“ gegen die – so wörtlich – „politische Instrumentalisierung und Ideologisierung“ der Hilfs- und Missionswerke.

Eine oft schmerzliche Bewährungsprobe auch für die Ordensgemeinschaften und Klosterfamilien, für Freundschaften und bisherige Bündnisse – aber auch mit neuen Solidarierungen über die religiösen Motivationen hinweg (wie sie schon „Mater et Magistra“ zwischen Zielsetzungen der „kapitalistischen“ und der „sozialistischen“ Länder erkannt und begrüßt hatte). Der Wandel in der Gesellschaft bildet sich auch in den Ordensgemeinschaften ab – als Wandlungsbereitschaft und als Wandlungsverweigerung.

5. Gesellschaft als religiöses Gewächshaus: New Age, Esoterik u. a.

„Die linden Lüfte sind erwacht, sie säuseln und weben Tag und Nacht, sie schaffen an allen Enden.“ Die Wetterwechsel und Klima-Umschläge vollziehen sich oft sehr rasch und überraschend. „Winterstürme wichen dem Wonnemond!“ So auch hier.

Als ob die Gesellschaft der säkularen gottlosen und geheimnislosen Welt und Existenz überdrüssig geworden wäre, als ob durch alle Ritzen doch wieder das Geheimnis, das Größere und Unbegreifliche eindringe – so erleben wir es um uns herum und in den eigenen Gemeinschaften und in der Kirche. Die Prognosen der Religionssoziologen mussten von diesen selber – bei Beobachtung des gesellschaftlichen Wandels – zurückgenommen und als falsch korrigiert werden: Nicht ein Schwund an Religion, sondern ein neuer Boom an Religion zeigte sich. Dazu boten natürlich auch die inzwischen viel näher benachbarten und an- und eindringenden nicht-europäischen Religionen und Kulturen reiche Nahrung und freie Spielräume und Formen: die asiatische Meditation, des Zen, des Yoga, die hinduistischen Mythen und Veden, die erotische Religiosität des Tantra, die offensichtlich oder vermeintlich friedlichere und weiblichere Religion der Kelten, die naturnähere und rhythmische Ökospiritualität der Indianer, der Schamanen und Druiden, der weisen Frauen und der rehabilitierten Hexen. Religion wurde und ist nicht mehr nur ein breitgestreutes kulturelles Phänomen, sondern auch ein attraktiver und lukrativer Markt von vielen Angeboten. Angeboten wird dieses Sortiment jetzt aber nicht mehr von den institutionellen Agenturen der Kirchen und Konfessionen, der Liturgie und der kirchlichen Seelsorge, sondern vom offenen Markt und freien Wettbewerb der Anbieter, in Zeitungen und im Internet, in Sprechstunden und in Gruppenveranstaltungen, nicht in Kirchen, sondern in Tagungshäusern oder anderen Bildungsinstitutionen, in Wellness-Hotels und Ressorts.

Einer ironischen Kritik vorangestellt sei aber die redliche Anerkennung: Diese Bewegungen haben erkannt, dass die rationale Welterklärung und die

politstrategische Weltgestaltung für die Welt selber und für den Menschen nicht genügen können. Nicht so sehr eine höhere, sondern eine tiefere, innerlichere und nähere, weniger transzendent unterschiedene Wirklichkeit Gottes und eine sich allmählich eintiefende Dimension des Göttlichen, Geheimnisvollen, Lebendigen tat sich auf: im Innern der menschlichen Seele, ihrer Traumbilder und Träume, in den mythischen Erzählungen der Völker, in den heiligen Orten und den Kraftorten in Natur und in den Elementen von Wasser, Feuer, Erde, Luft ... Dies alles in einer Vielfalt und zu einer freien individuellen Auswahl angeboten. Dafür ziehen jetzt die Religionssoziologen auch mit handgreiflichen neuen Begriffen nach: Pluralisierung des Religiösen, Individualisierung des je eigenen Cocktails ... „Jede(r) ein Sonderfall“ und „Ein jeder in seiner Sprache“, so die Titel der religionssoziologischen Erhebungen und Systematisierungen. In Statistiken und Diagrammen bewegen sich freireligiöse Inhalte und Vorstellungen neben den bisherigen traditionellen und konfessionellen Glaubenslehren: Reinkarnation neben oder mit Auferstehung zusammen, persönliche Gottesbilder fließen aus und über in andere Gottesnamen und -bilder, verehren andere Kultbilder als die Ikonen der christlichen Bildtradition. Während die offiziellen kirchlichen Sakramente und die Liturgiefeiern mit dem Schwund der Teilnehmer/innen zu kämpfen haben, finden sich an neuen Sammlungsorten und -häusern und -zeiten Männer und Frauen, Alte und Jugendliche zu Feiern zusammen, zur Sonnenwende, zur längsten Nacht oder zum längsten Tag, statt am Taufbrunnen an einer Waldquelle, statt im Kirchenraum in einer Felsenhöhle, statt mit den Büchern und Gewändern und strengen Liturgien in freien und kreativen Ritualen und Tänzen.

Beim bloßen benachbarten oder angrenzenden Nebeneinander ist es nicht geblieben. In Pfarrblättern und in den Räumen der Pfarreien finden solche Gottesdienste statt und finden größeren Zuspruch. Da und dort verbinden sich miteinander die offizielle Liturgie mit eingestreuten und verflechtenden Texten, Liedern, Gebeten, Tänzen und Materialien: neben Brot und Wein jetzt auch Wasser aus bestimmten Heilquellen, Salböle und Wohlgerüche. Und wo dies nicht gewährt wird, klaffen umso mehr auseinander diese neue (und alte) Religiosität und die kirchlichen Feiern und Liturgien, die Glaubenslehre und auch die Texte der Bibel. Manche Predigt fügt an die pflichtmäßige Lesung an – jetzt aber mit einer chassidischen oder indianischen oder afrikanischen Geschichte. Und die Kommunion nimmt sich kümmerlich und karg aus neben Salbungen und Brotbrechungsfeiern oder „Teileten“ (teilen von mitgebrachten Speisen und Getränken). Und die bewegungsunsicheren Priester werden überspielt von

agierenden Männern und Frauen mit ihrer eigenen und neu eingebrachten Sprache, ihrer Rhythmik und auch Gewandung. Nichts mehr von säkularisierter Kaltfront, sondern vielmehr ein beinahe tropisch-warm-feuchtes Gewächshaus neuer Religiositäten.

Es gibt kaum eine Ordensgemeinschaft, die um sich herum und in ihr selber diese Warmluft nicht zu spüren bekäme. Es wäre zu einfach, dagegen einfach die Temperatur künstlich tief und kühl zu behalten und die Luftfeuchtigkeit zu senken ... – und nach wie vor *business as usual* – christliche Glaubenslehre, katholische Dogmatik und offizielle Liturgie zu verordnen. Wie es umgekehrt auch zu einfach wäre, sich Hals-über-Kopf (oft ohne Kopf) an diesem Trend und Zeitgeist-Mainstream zu beteiligen.

Aber: Gewissensforschung ist angesagt. Zum einen gegenüber diesen frei flottierenden Elementen und Spurenelementen, diesen Verdunstungen und Wolken an Religiosität, an Ritualen und an Erzählungen und Mythen. Dann aber sind die hauseigenen Bestände zu sichten und neu zu beleben: Die Gebete, die Riten, die Glaubenslehren kommen mir manchmal vor wie erkaltete Kristalle eines ursprünglich heiss-flüssigen Magmas und einer vulkanisch energiereichen Bewegung und Eruption. Die Symbole, die Texte und die Rituale haben auch in sich selber religiös kreative Ursprünge und Quellen – und sind denn auch wieder aus ihnen neu zu verflüssigen und aufzutauen, so wie Früchte aus dem Kühlfach, wie Weine zu temperieren sind, wie frostgefrorenene Gebärden zu lockern und neu einzuüben sind. So kann eine Annäherung versucht und unternommen werden: die amorphen religiösen Elemente brauchen geschichtliche, praktische christliche Gestalt. Umgekehrt ertragen die christlich geformten Elemente schadlos auch eine Flexibilisierung und Beweglichkeit. Gerade die geschützte und geordnete religiöse Welt einer Ordensgemeinschaft bietet dazu den günstigen Raum. Wir besitzen viel mehr an reicher Tradition und an Lebenspotenzial, als wir wissen, und können so mit gutem Gewissen auch unsern „Marktstand“ offen halten, ohne marktschreierisch zu werben.

6. Gesellschaft des Wechsels

„Du bist nicht mehr die Frau, die ich geheiratet habe“ – ist zum Slogan des Partnerwechsels geworden – natürlich auch umgekehrt gesagt zum Mann und wohl oft von beiden je für sich und zu sich. Nicht unähnlich kann man es auch im Orden hören und selber sagen: Ich bin nicht mehr der Kapuziner, der ich seinerzeit geworden bin – und der Orden ist es auch nicht mehr.

Es stehen zwei Phänomene und Prozesse neben- und ineinander. Einerseits der rasche Wechsel innerhalb der Lebenszeit: Berufe aus meiner Kinderzeit gibt es nicht mehr (den Dorfschuhmacher z.B.), umso mehr viele neue Berufe, entsprechend den völlig veränderten Arbeitsmöglichkeiten und -instrumenten: ein Büro um 1950 und eines 2007, aber auch: ein Schulzimmer, eine Kinderstube usw. usw. Entsprechend sind die Menschen in ihren Identitäten ständig mit Wechsel konfrontiert und herausgefordert, wenn sie nicht stillstehen und sich herauslösen und herausfallen sollen und stehen bleiben wie gestrandete Schiffe.

Andererseits müssen sie auch ihre Identität immer neu finden, sich häuten und in neue Gestalten hineinwachsen (gar nicht immer so lustvoll, wie es scheint): in ihrem Beruf, ihrer Arbeit, aber auch in ihren Beziehungen und Verbundenheiten in Ehe und Familie. Die beschleunigten Wandlungen bringen gegenüber früher, bei damals kürzerer Lebensdauer, auch häufiger Krisen mit sich, die auch individuell und für die eigene Psyche dramatisch werden können. Es wäre falsche Selbstbezichtigung, würde man diese Krise nur moralisierend auf Ehe und Familie, auf Glaube und Kirchlichkeit beziehen. Es gibt sie auch für die Mitgliedschaft in Vereinen und politischen Parteien, in Mandaten des öffentlichen Lebens. Auch hier wird vieles „auf Zeit“ und „befristet“ oder „projektbezogen“ eingegangen und wieder aufgelöst (Gesangsproben für den „Messias“, aber nicht als Mitglied im Kammerchor).

Unvermeidlich, dass sich solche Diskontinuität und befristete Identität auf die stabilen lebenszeitlichen Entscheidungen von Glaube und Ordensgelübde und -mitgliedschaft, von Taufe und Profess auch in Krisen anzeigt. Denn auch die Ordensexistenz muss vielfältige Wandlungen mitvollziehen: Wandel durch veränderte Frömmigkeit und Spiritualität, vor- und nachkonziliare Kirche, binnenkirchliche und multireligiöse Umfeldler, veränderte Annahme oder Verweigerung kirchengemeinschaftlicher und institutioneller Zugehörigkeit usw. Gibt es in diesen wachsenden „Gefährdungen“ auch ein wachsendes, das „rettet“?

Sicher wächst es nicht automatisch und organisch so, wie es die Natur fertigbringt, die die Pflanzen und Bäume durch die Jahreszeiten wachsen lässt oder die die Tierarten sich evolutiv entwickeln, aber auch ebenso barmherzig oder unbarmherzig aussterben lässt. Sowohl der Einzelne wie die Gemeinschaft sind gefordert, die Wandlungen nicht nur geschehen zu lassen oder eben nicht, sondern sie mitzuvollziehen, wie sie an einen herankommen. Wir haben dies als Christen und als Katholiken lernen müssen. Damals haben wir auf Reform gedrängt in der vorkonziliaren Liturgie und

in der Sprache der Verkündigung, in der Sexualmoral und in der Wirtschafts- und Sozialethik. Aber jeder kann bei sich selber feststellen, wie die anfängliche Wandlungsbereitschaft ermüden und erlahmen kann wie die Wandlungszumutungen des Berufs, der Tätigkeit, in Verkündigung und Seelsorge, in Theologie und kirchlicher Mitarbeit als zu unruhig und zu beschleunigend wirken und wahrgenommen werden („Ich fange jetzt nichts Neues mehr an“).

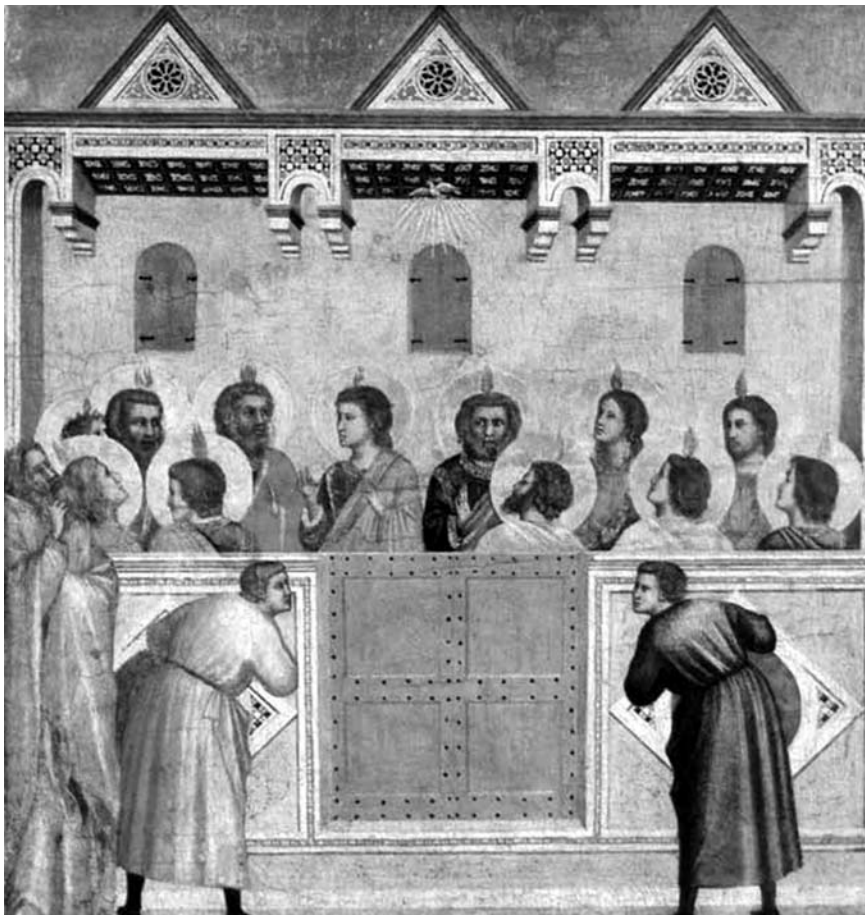
Unser Orden hat dies auf vielen Tätigkeitsfeldern und mit vielen engagierten Mitbrüdern durchstehen und begleiten müssen: Als wir die Schulen und die Gymnasien aufgaben, aus Mangel an Berufungen, sie an andere Trägerschaften weitergaben. Wohin soll ein verdienter Lateinlehrer? In welcher Klostersgemeinschaft wird ein früherer Pfarrer wieder heimisch und einheimisch, nachdem er jahrzehntelang „*expositus*“ war. Wie leben Mitbrüder verschiedenen Alters und verschiedener Beweglichkeit miteinander, im klösterlichen näheren Alltag, in kleiner gewordenen Hausgemeinschaften, in offenen Formen des Klosterlebens mit Gästen und Teilzeit-Zugehörigen? Wie ist die lebensverbindliche Profess durchzuhalten, wo nicht nur in der Gesellschaft Ehe-auf-Zeit praktiziert wird, sondern auch Kloster-auf-Zeit als neue Möglichkeit angeboten und aufgesucht wird?

Es gibt unterschiedliche Bewältigungen dieser Wandlung, es gibt auch gelingende wagende und sich bewährende Identitäten von Ordensmännern und -frauen. Wir blicken anerkennend und dankbar auf solche Mitbrüder und -schwestern, die es schaffen, sie sind uns Ansporn und Ermutigung, die eigenen Wohnungs- und Weidwechsel zu versuchen und zu bestehen. Wir sind aber auch als Gemeinschaften, in den Häusern und in der Leitung aufgefordert, einander in diesen Wandlungen beizustehen, die Brüche zwischen den Schienen möglichst zu mildern, einander auch als Gemeinschaft die Treue zu halten, die wir in der Profess einerseits versprochen haben, aber auch zugesprochen bekommen haben. Das Hindurchgehen durch Wandlungen ist eine gegenseitige Verpflichtung, aber wo es gelingt, auch ein gegenseitiges Glück.

Im Verlauf des Vortrages habe ich mein Thema gewechselt oder eben auch: es hat selber eine Wandlung erfahren. Von Anfang an war es nie meine Absicht, vom „sichern Port“ aus die Wandlungen auf der hohen See der Gesellschaft zu beobachten und zu beschreiben, wo doch die Wellen der Gesellschaft auch am trockenen Ufer von Kirche und Ordensgemeinschaft nagen, ja über sie hinwegbranden, sie nass befruchten, aber auch die stabilen Wege und Häuser durcheinander rütteln. Die Wandlungen von Klima und

Wetter schlagen eben nicht nur äußerlich auf den Baumrinden und -blättern nieder, abtropfend und eintrocknend. Indem sie sich einschreiben bis in die innersten Jahrringe hinein, ist jeder Einzelne und jede Gemeinschaft von den Wandlungen betroffen, bewegt, beängstigt, aber auch eingeladen und belebt.

Zum unten stehenden Bild „Pfingsten“ von Giotto (National Gallery London): Was der erzählende Bericht im Nacheinander beschreibt, wird hier gleichzeitig sichtbar: Im Innern zündet der Geist die Flammen und Zungen in den Jüngern an und diese führen vielseitige Colloquien untereinander, in alten und neuen und vor allem eigenen Sprachen. Es wird aber auch nach außen hörbar. So halten vorbeigehende Menschen inne, stehen still und hören von außen herein. Das Bild umgekehrt: Hören die Apostel, die Kirchen- und Ordensleute drinnen auch auf das, was die Menschen draußen bewegt?



Das Pfingstbild von *Giotto* auf Seite 17 macht deutlich: Die Mauern um die Pfingstgemeinde sind offenbar durchlässig, reichen nur auf halbe Höhe. Wir sehen Menschen, die Gesellschaft, aufmerksam und wie von draußen hereinhörend auf die Stimmen, die hier drinnen und nach draußen zu hören sind. Das wäre ja schön, wenn die kirchlichen Gemeinschaften und die Ordensgemeinschaften so hörbar und so interessant wären, dass sogar die Gesellschaft von draußen hereinhört.

Würde Giotto noch leben, würde ich ihm den anderen Bildauftrag geben: Malen Sie uns die gleiche Szene, aber jetzt umgekehrt. Zeigen Sie die andächtig versammelte Gemeinde im Saal drinnen ebenso aufmerksam, hinaus- und hereinhörend und achtend, was die Menschen bewegt und wie sie draußen die Bewegungen und Wandlungen bestehen.

Wandlungen in der Gesellschaft sollen nicht nur passiv ein gewandeltes, sondern reflexiv ein sich-wandelndes Ordensleben, sich wandelnde Ordensmänner und -frauen erwecken und beleben.



Sr. Dr. Margareta Gruber OSF

Geboren 1961; Studium der Theologie in Tübingen und Jerusalem; 1985 Eintritt in die Gemeinschaft der Franziskanerinnen von Sießen; Tätigkeit in der Jugendarbeit und religiösen Bildung; Promotionsstudium an der Hochschule der Jesuiten St. Georgen, Frankfurt; seit 1999 Dozentin für Neues Testament an der Phil.-Theol. Hochschule der Pallottiner in Vallendar bei Koblenz; Habilitation im Juni 2007; seit Herbst 2007 zusätzlich Lehrauftrag (Vertretung) an der Universität Augsburg. Anschrift: Kloster Sießen, Postfach 14 51, D-88343 Bad Saulgau.

Vom Fremdsein zum Freundsein als Ordenschrist in der Welt

Referat beim Österreichischen Ordenstag am 20. November 2007 in Wien-Lainz

Der Verfasser des ersten Petrusbriefes redet seine Gemeinde folgendermaßen an: „An die Auserwählten, die als Fremde (*Parepidemioi*, Beisassen) ... in der Zerstreung (*diaspora*) leben“ (1 Petr 1,1). Der erste Petrusbrief ist an die Christen der römischen Provinzen in Kleinasien gerichtet. Dort lebten sie vornehmlich in den Städten, wo sie als kleine Minderheit Verdächtigungen und Benachteiligungen im sozialen Leben ausgesetzt waren. Auch die Gefahr der Verfolgung und die Möglichkeit, ungerecht wegen seiner christlichen Identität leiden zu müssen, wird angesprochen. Dennoch, so der Verfasser des Briefes, sollen die Christen nicht wegziehen, sondern sich in ihrer Stadt durch ein rechtschaffenes Leben auszeichnen, um so vielleicht Menschen für Christen zu gewinnen. Fremdsein bedeutet also eine doppelte Staatsbürgerschaft zu haben: Himmelsbürger zu sein und dennoch Bürger des Römischen Reiches, als kleine, aber missionarische Minderheit.

Der dritte Johannesbrief ist in Ephesus abgefasst, der Hauptstadt der römischen Provinz Asia. In dieser riesigen Metropole – der viertgrößten Stadt des Römischen Reiches – waren die Christen erst recht eine winzige Minderheit. Der Brief schließt mit den Worten: „Friede sei mit dir! Es grüßen dich die Freunde Gottes. Grüße die Freunde, jeden einzelnen!“ Diese Christen bezeichneten sich selber offensichtlich als Gemeinschaft von Freunden.

Fremdsein und Freundsein – zwei Selbstbezeichnungen der ersten Christen. Man glaubt, das verstehen zu können: Nach außen, der Welt gegen-

über, sind wir Fremde, nach innen, unter den Christen, sind wir die Kerngemeinschaft der Freunde. Das ergibt ein schlüssiges Weltbild, mit dem es sich leben lässt. So einfach ist es jedoch nicht, und wer von Ihnen ein missionarisches Herz hat, wird hier eine Unruhe spüren: Klingt das nicht zu sehr nach Abgrenzung oder Weltverweigerung?

Ich möchte Ihnen heute den biblischen Begriff des Freundseins nahe bringen. Ich habe den Freundschaftsgedanken in der Schrift selber erst in diesem Jahr entdeckt und er hat mich fasziniert. Im Ordensleben hat dieser Begriff eine schwierige Geschichte, die die Älteren unter Ihnen sicher noch kennen; aber das soll heute nicht das Thema sein. Vielmehr will ich mit Ihnen auf Spurensuche im Neuen Testament gehen, von Jesus bis zu Johannes und von dort weiter in unsere Zeit. Denn Freundsein könnte für das Selbstverständnis von Ordenschristen heute viel zu sagen haben; außerdem hängen Fremdsein und Freundsein zutiefst miteinander zusammen, wie Sie noch sehen werden. Freundschaft – so meine These – begegnet im Neuen Testament als Lebensform, als eine in Jesus begründete Gestalt von Nachfolge. Damit möchte mit meiner Spurensuche beginnen.

I. Jesus – Freund der Zöllner und Sünder: Die Karriere einer Beschimpfung

Es gibt einen kostbaren Rohdiamanten der Jesusüberlieferung: seine Selbstbezeichnung als „Freund der Zöllner und Sünder“ (*Lk* 7,34; *Mt* 11,19). Damit hat er wohl, historisch gesehen, auf eine Beschimpfung reagiert: Er sei der Saufkumpan der Gesetzlosen.

Worum geht es hier? Um das Konsumverhalten Jesu? Er hat nicht gefastet, sondern Feste gefeiert, er war kein Asket, wie man ihn sich vorstellte und wie der Täufer ihn repräsentierte. Der Vorwurf spiegelt jedoch einen viel grundsätzlicheren Konflikt, der sich aus dem Sozialverhalten Jesu ergab: In *Deuteronomium* 21,18–21 steht, dass ein Sohn, den seine Eltern als Schlemmer und Säufer anzeigen, gesteinigt werden soll: Er verweigert sich dem Generationenvertrag und rebelliert gegen die Ordnung der Gebote. In diesem Sinn ist Jesus kein guter Sohn – er kommt seinen Verpflichtungen nicht nach, er hat sich aus dem Arbeitsleben und aus dem sozialen Netz ausgeklinkt.

Interessant ist nun, wie Jesus reagiert: Er verteidigt sich nicht, sondern greift die Beschimpfung auf und wandelt sie in eine provozierende Selbstaussage: Ich bin das, was ihr mir nachschreit: ein Fresser und Säufer, ein Freund der Zöllner und Sünder.

Nun benennt der Vorwurf ja zwei Sachverhalte. Denn es geht nicht nur darum, dass Jesus Festgelage feiert, sondern darum, mit wem er sie feiert. Und hier sind wir unbestritten auf dem Boden des historischen Jesus: „Er gibt sich mit Sündern ab und isst sogar mit ihnen“ (*Lk* 15,2, vgl. *Mk* 2,15–17 par.: Berufung des Levi).

Dieses breit bezeugte und in Gleichnissen mehrfach thematisierte Verhalten Jesu war programmatisch und wurde auch so verstanden. Wo er auftauchte, in den Dörfern Galiläas, fanden Festmähler statt, bei denen Jesus und seine Jünger Gäste waren. Jesus legte Wert darauf, dass alle Zutritt zu diesen Tafelrunden hatten, die man sich deshalb nicht zu klein vorstellen darf, allerdings am Tisch wohl nur als Runde von Männern; die Frauen haben vermutlich gleichzeitig, aber unter sich gefeiert. Arme und Kranke werden regelmäßig erwähnt – sie folgten ihrem Therapeuten ohnehin von Dorf zu Dorf – aber auch andere, die das Establishment der „Gerechten“ (konkret die Pharisäer) als „Sünder“ lieber ausgrenzte. Dazu gehörten Leute, die aus unterschiedlichen, oft sozialen Gründen das Niveau der Reinheitsvorschriften nicht halten konnten.

Die Zöllner waren jüdische Steuerpächter, die für König Herodes Antipas die indirekten Steuern eintraben, also auf Brücken, Wegen und Märkten saßen. Gerade diese Gruppe war sozialgeschichtlich gesehen also der natürliche Feind der Armen, die Jesus nachfolgten. Die Vorstellung, mit seinem Steuereintreiber an einem Tisch liegen zu müssen, mag auch für den einen oder anderen Bauern oder Fischer – die Gruppe also, aus der seine Jünger stammten – eine Zumutung gewesen sein. Da die Zöllner wohlhabend waren, gehören sie neben den Pharisäern auch zu der Gruppe der Gastgeber Jesu (Levi, *Lk* 4,27–29; Zachäus, *Lk* 19,1–27). Insofern waren die Festmähler mit Jesus durchaus brisante Veranstaltungen, und wenn die Integration der unterschiedlichen Gruppen gelang, war das so eindrucklich, dass die Verbindung von „Zöllnern und Sündern“, die sonst nirgends im frühen Judentum nachgewiesen ist, zum Charakteristikum der Gesellschaft Jesu gehörte. Warum verhielt sich Jesus so?

In der ebenfalls breit überlieferten Parabel vom großen Festmahl (*Q* 14,16–21.23; *Lk* 14,15–24; *Mt* 22,1–10; auch *EvTh* 64!) macht er es deutlich: Es geht um das Fest, das mit seiner Ankunft begonnen hat; die Hochzeitsgäste fasten nicht, so *Mk* 2,19. Und dieses Fest findet statt, weil Gott das Verlorene wiedergefunden hat: Der Hirt sein Schaf (*Q* 15,4.7; *Mt* 18,10–14; *Lk* 15,1–5), die Frau ihre Drachme (*Lk* 15,8–10, *Q* 15,8–10, jedoch unsicher; Heil 142), der Vater seinen Sohn (*Lk* 15,32!): immer wird ein Freudenfest gefeiert: *Lk* 15,6.9.29.

Die „Zöllner und Sünder“ repräsentieren also nicht primär eine bestimmte soziale Gruppe, sondern das ganze verlorene Haus Israel. Insofern geht es im Logion vom Freund der Zöllner und Sünder um Jesu Weise, grenzüberschreitend Beziehung zu leben und darin die Liebe Gottes zu allen Menschen erfahrbar zu machen: Liebe, die dem Verlorenen nachgeht.

II. Lukas: Jesus schafft Freunde Gottes, indem er das Erbarmen Gottes verschwenderisch verteilt.

Gehen wir nun in der Spurensuche einen Schritt weiter und befragen Lukas, einen der Synoptiker. Er bettet das von der Jesustradition übernommene Freundschaftsmotiv ein in seine theologische Konzeption der Gastmähler, die er in hellenistischer Weise als Freundesmähler zeigt.

Unmittelbar nach dem Disput über die Freundschaft lässt Lukas so ein brisantes Gastmahl stattfinden (*Lk 7,36–50*). Jesus geht zu Tisch in das Haus des Pharisäers Simon, wo ihm eine dieser ihn disqualifizierenden Freundinnen die Füße salbt.

Darauf entwickelt sich am Tisch eine Auseinandersetzung mit dem Gastgeber. Wer liebt mehr? Der, dem mehr Schulden erlassen wurden, denkt der Simon. Der Frau aber, so Jesus, wurden ihre Sünden vergeben, weil sie viel geliebt hat. Liebe und Vergebung rechnen sich für Jesus nicht auf, sondern sind eine Dynamik, die den Menschen ergreifen will. Lukas zeigt hier: die Verschwendung der Barmherzigkeit an die Sünder schafft Freunde und Freundinnen Gottes und das heißt: verschwenderisch liebende Menschen.

Jesus provoziert also dadurch, dass er das Erbarmen Gottes in der Weise der Freundschaft lebt. Oder andersherum gesagt: Mit seiner Lebensform als „Freund“ zeigt er, was Gottes Erbarmen ist. Sie macht Ungleiche gleich, gilt Gerechten und Ungerechten, Zöllnern und Sündern und ist damit auf anstößige Weise wenig wählerisch.

Auf diese Weise zeigt Lukas die theologische Brisanz des Verhaltens Jesu und des Vorwurfs, der ihn treffen musste: Wenn dieser der Fresser und Säufer genannt wird, also einer, der sein Erbe verprasst, so bezeichnet das genau seinen verschwenderischen und unverantwortlichen Umgang mit den Gütern seines Vaters: Er verschleudert das Erbarmen Gottes an Unwürdige und macht sich so zu deren Freunden!

Dass die Leute damals Probleme damit hatten, wie Jesus mit Gottes Gütern umging, spiegelt sich in vielen Konflikten. Jesus reagiert mehrfach darauf. Ein besonders sprechendes Beispiel ist das Gleichnis vom unehr-

lichen Verwalter (*Lk* 16,1–8), der sich durch Betrug Freunde mit dem Geld (Mammon) seines Herrn macht und den Jesus – zum Kopfschütteln aller Zuhörer – lobt (und warum?), weil er ein Gleichnis ist für sein eigenes Verhalten: die Schuldscheine Gottes zu tilgen!

Mit diesem „unmoralischen“ Beispiel reagiert Jesus auf einen unausgesprochenen Vorwurf, der den Erzähler des wunderbaren Gleichnisses vom verlorenen Sohn (*Lk* 15, unmittelbar davor erzählt!) treffen muss: Was ist mit dem älteren Sohn? Gilt die Liebe des Vaters nicht in ungerechter Weise dem Sünder? Tja, sagt Jesus, ich kann mir nicht helfen, so ist es, und wer das nicht verstehen kann, der ist „noch fern vom Reich Gottes“. Denn mit Zöllnern und Sündern, das ist der springende Punkt, sind alle gemeint.

Denken Sie nicht, dass man in solchen Situationen, wie sie Lukas erzählt, Jesu Humor erkennen kann? Da regen sich Leute auf, weil er ihrer Meinung nach die Gnade Gottes zu billig verschleudert – Fresser und Säufer – und sich dadurch die falschen Freunde macht. Und er greift ihre Beleidigung nicht nur wörtlich auf, sondern setzt noch einen drauf, indem er, dem unverantwortliches Verhalten vorgeworfen wird, ein Gleichnis erzählt, das die Provokation noch auf die Spitze treibt.

Die Botschaft, um die es hier geht, ist jedoch todernst und das ist der Grund, warum Jesus hier keinen Millimeter nachgibt: Er zeigt durch seine Lebensform als Freund der Sünder, also aller Menschen, was Gottes Erbarmen ist, wer Gott ist: der das Verlorene sucht und findet, ja, der selber in die Situation des Verlorenen geht und sie als dessen Freund teilt und das beschränkt sich nicht auf die Tischgemeinschaft. Bei Lukas stirbt Jesus zwischen zwei Sündern, von denen er den einen „heute noch“ mit ins Paradies nimmt! (*Lk* 23,43).

III. Johannes: Freundschaft zwischen Mensch und Gott

Und Johannes? Wie greift er die Tradition von Jesus, dem Freund der Zöllner und Sünder, auf? Die Freunde Jesu sind im Johannesevangelium keine Sünder, sondern Menschen wie Maria, die Schwester des Lazarus, den Jesus seinen Freund nennt (*Joh* 11,3). Sie ist es, die Jesus die Füße salbt und so die Rolle der Sünderin im Lukasevangelium übernimmt.

Und gar der Fresser und Weinsäufer – für den johanneischen Jesus zu vulgär? Vorsicht: Johannes wäre nicht der Meister der Sprache und der Theologie, wenn es ihm nicht gelänge, den kostbaren Rohdiamanten, den er aus der Jesus-Tradition – so möchte ich einmal voraussetzen – übernommen hat, für sein Evangelium zu fassen. Das erste öffentliche Auftreten Jesu

findet im Johannesevangelium bei einer Hochzeit statt, in Kana (*Joh 2,1–12*). Dort erscheint er freilich nicht als Weinsäufer, aber als der, der den Hochzeitsgästen Wein in Fülle zu trinken gibt. Auf diese Weise macht er deutlich, was auch die Sündermähler des galiläischen Jesus zum Ausdruck bringen wollten: Dass mit ihm das Fest Gottes angebrochen ist. Die Hochzeitsgäste, so *Mk 2,19*, fasten nicht – das wird bei Johannes in Szene gesetzt! Der Bräutigam ist da!

Johannes konzentriert die in der Jesustradition so zahlreichen und zentralen Mähler auf zwei, die er nicht als Sündermahl, sondern in der Art griechisch-hellenistischer Freundschaftsmähler darstellt. Das eine findet sechs Tage vor dem Paschafest im Haus seines Freundes Lazarus statt: Hier wird Jesus von dessen Schwester Maria gesalbt (*Joh 12,1–8*). Das zweite feiert er am Vorabend seines Pascha mit seinen Jüngern (*Joh 13,1–11*).

Johannes greift hier das römisch-griechische Freundschaftsideal auf und macht es für seine Theologie fruchtbar. Ein prägendes Kennzeichen des antiken Freundschaftsverständnisses ist die Gegenseitigkeit, die sich etwa in einem gemeinsamen Leben und in der Gütergemeinschaft äußern kann. Weitere Kennzeichen der *Philia*, verstanden als Gestalt erfüllten privaten und öffentlichen menschlichen Lebens, sind: Gleichheit, Freiheit und Freiwilligkeit, Offenheit (Freunde haben keine Geheimnisse voreinander) und Treue. Nach *Aristoteles* bedeutet Freundschaft, „dass man sich gegenseitig wohl wolle und Gutes wünsche, ohne dass einem diese gegenseitige Gesinnung verborgen bleibt“ (Nikomachische Ethik VIII, 2, 1156a), und zwar um des Guten willen, das den anderen um seiner selbst willen bejaht.

Vollkommene Freundschaft orientiert sich an der Tugend des Freundes und ist wechselseitig. Sie setzt deshalb Gleichheit voraus, fordert sie ein oder stellt sie her. Es gibt auch den Höchstfall der Freundschaft: „Wozu erwarb ich einen Freund? Damit ich jemanden habe, für den ich sterben kann“ – so wird *Seneca* in seinen Briefen an Lucilius zitiert, und in der klassischen Antike finden sich viele Beispiele für die Lebenshingabe für das Vaterland, den Staat oder die Polis, aber auch für einen geliebten Freund. Wer in der Schule *Schillers* Bürgerschaft gelernt hat, wird mit dem pythagoräischen Freundschaftsideal des durch Treue geprüften Freundesbundes durchaus etwas verbinden können.

Freundschaft als Gütergemeinschaft am Leben Gottes

Das Johannesevangelium entstand im kleinasiatischen Ephesus, in einem Kontext also, in dem die Grundsätze der griechisch-hellenistischen Freund-

schaftsethik präsent waren. Sie sind in den Worten Jesu unschwer zu hören: *„Ich nenne euch nicht mehr Knechte; denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Vielmehr habe ich euch Freunde genannt; denn ich habe euch alles mitgeteilt, was ich von meinem Vater gehört habe“ (Joh 15,15).*

Jesus lebt das antike Ideal der Freundschaft, in der man keine Geheimnisse voneinander hat, durch seine charakteristische Offenheit: Er hat seinen Jüngern „alles mitgeteilt“. Damit ist – entsprechend dem johanneischen Beziehungsdenken – die gegenseitige Liebe zwischen Jesus und dem Vater gemeint, in die die Jünger hineingenommen werden. Die Asymmetrie zwischen Jesus und den Jüngern wird aufgehoben und eine Form der „Gütergemeinschaft“ an dieser Liebe entsteht, weil Jesus seinen Freunden Anteil gibt am kostbarsten Gut, das er hat, der Selbstmitteilung des Vaters (Joh 10,14; 16,14f; 17,9f). Dadurch stellt er jene Beziehung der Gleichheit her, die für die antike Freundschaft so zentral ist. Hier geht es jedoch nicht um die Beziehung zwischen gleichgestellten hochrangigen römischen Beamten oder Gesinnungsgenossen unter Philosophen, sondern – das ist für Aristoteles undenkbar und das Neue bei Johannes – um Freundschaft zwischen Mensch und Gott. Die Freundschaft mit Jesus führt die Menschen in die Gemeinschaft mit Gott!

Johannes spitzt diese Gedanken noch weiter zu auf den Grenzfall der Lebenshingabe für die Freunde: *„Das ist mein Gebot: Liebt einander, so wie ich euch geliebt habe. Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt. Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch auftrage“ (Joh 15,12–14).*

Der Grenzfall antiker Freundschaftsethik wird hier geradezu als Regelfall formuliert! Vers 13 ist zunächst als Selbstbeschreibung Jesu zu lesen. Das zeigt die Fußwaschung, in der Johannes Jesu Weise, Freundschaft zu leben, in Szene setzt: Er zeigt ihn als Tischdiener an seinen Jüngern und bringt dadurch die beiden Themen Diakonia und Freundschaft in eine neue Beziehung.

Ein Sklave dient seinem Herrn, weil er dazu verpflichtet oder gezwungen ist. Das Verhältnis ist asymmetrisch. So ist es auch bei der Beziehung zwischen dem antiken *patronus* und seinem Klienten, selbst wenn dieser seinen Gönner *amicus* nennt. Die Fußwaschung Jesu will eine dritte Weise des Dienens zeigen, wie in dem Disput mit Petrus deutlich wird: *„Wenn ich dich nicht wasche, hast du keinen Anteil an mir“ (13,8).* Hier geht es Jesus um Anteil an seinem Leben, um ein charakteristisches Gut der Freundschaft also. Jesus gibt dem Sklavendienst der Fußwaschung den Sinn einer Tat der Freundschaft. Und Petrus muss diese als Grenzüberschreitung

empfundene Rollenverkehrung zwischen Meister und Schüler zulassen und den „Herrn“ als „Freund“ annehmen.

Die Freundesgabe der Erlösung

Johannes geht in seiner theologischen Zuspitzung aber noch weiter. Denn durch seine prophetische Art zu dienen fasst Jesus nicht nur sein Leben zusammen, sondern deutet auch seinen bevorstehenden Tod. Hier zeigt sich der tiefste und im eigentlichen Sinn johanneische Sinn, den er dem hellenistischen Freundschaftsmotiv gibt: Johannes stellt den Tod Jesu in der Fußwaschung als Tat liebender Freundschaft des Herrn am Menschen dar, durch die er dem Menschen Anteil an seinem Leben gewährt. Ein Bild nicht der Abhängigkeit, sondern der Freundschaft entsteht vor den Augen der Leser und will ihnen einen Schlüssel zum Verständnis des Todes Jesu geben: Er ist nicht Erlösung unwürdiger Sklaven, sondern ein Akt der Freundschaft, der Gleichen gilt bzw. diejenigen gleich macht, die ihn annehmen.

Johannes ist ein Meister der Bilder: Neben das Bild der Fußwaschung, dem er in den Abschiedsreden die Überschrift gibt: Das Leben für die Freunde geben, stellt er ein zweites Bild der Freundschaft. Maria salbt Jesus, dem Freund ihres Bruders, die Füße. Durch diese schweigende Tat bringt sie ihr Einverständnis mit der Lebenshingabe Jesu zum Ausdruck, gegen die an dieser Stelle Judas und später eben auch Petrus protestieren. Die Annahme der Liebe Jesu, die in der Fußwaschung von Petrus gefordert wird, setzt Maria in die Tat um, und zwar mit fast demselben Gestus liebender Freundschaft.

Salbung und Fußwaschung – ein johanneisches Diptychon. Das hellenistische Freundschaftsideal, das er hier einarbeitet, bringt im unmittelbaren Vorfeld der Passionsgeschichte Themen wie Vertrauen und Nähe, Gleichheit und Offenheit, Gemeinschaft am Gut und am Leben, Gegenseitigkeit in Freiheit ins Spiel. Der Leser wird diese Koordinaten des Verstehens mit in seine Lektüre der Passionsgeschichte nehmen.

Johannes nimmt zwei Bilder, um Analogie und Differenz seiner soteriologischen Deutung der Freundschaft zum Ausdruck bringen zu können. Denn im Geschehen der Erlösung selbst bleibt die Asymmetrie erhalten: die Rollen sind nicht vertauschbar. Petrus kann Jesus nicht die Füße waschen. Die freie und liebende Gegenseitigkeit, die zu einer Beziehung der Freundschaft gehört, gilt jedoch auch für die „Freundschaftsgabe“ der Erlösung, die dem Geber Jesus selbst erwidert werden kann. Diese drückt sich in der

Annahme seiner Lebensgabe aus. Sie wird von Johannes, bei Wahrung des Unterschieds zwischen Meister und Jünger, aber im Bemühen, diese Gegenseitigkeit auf Augenhöhe zu betonen, mit der fast gleichen symbolischen Geste in der Salbung durch Maria eindrücklich in Szene gesetzt.

Durch das Modell der Freundschaft gelingt es Johannes damit, eine Theologie der Gegenseitigkeit zwischen Gott und Mensch zu entwerfen, die bis hineinreicht in das Geschehen der Erlösung durch den Tod Jesu. Dies ist die tiefste Dimension der Freundschaft in der christlichen Offenbarung. Freundschaft erscheint so als die zutiefst menschliche Seite von etwas zutiefst Göttlichem: einer Liebe, die in freier Selbstmitteilung Anteil gibt am eigenen Leben und den so Geliebten zur freien Gegenliebe befähigt und begnadet.

Der Maßstab für eine Lebensform der Nachfolge, die sich daran orientiert, ist damit gesetzt! Die in *Johannes* 13,12–17 geforderte Bereitschaft der Jünger, nun auch „einander die Füße zu waschen“, ist aber erst die zweite Antwort auf die richtig verstandene Fußwaschung. Die erste Antwort gilt Jesus selbst und besteht in der Annahme seiner Freundschaft (sich die Füße waschen zu lassen!). Die Gegenseitigkeit unter den Jüngern, die Diakonia, ist das Signum derer, die Anteil an Jesus haben und in seiner Haltung leben (vgl. *Joh* 15,12–15). In diesem Sinne ist sie dann auch ein „Gebot“, denn der Maßstab der Freundschaft Jesu ist ein hoher! Damit weitet Johannes die Freundschaft Jesu aus zu einer Freundschaftsethik unter den Jüngern und zeichnet dadurch ein Kirchenbild vor.

IV. Ausblick: Freundschaft als Lebensform der Nachfolge

Freundschaft als Lebensform Jesu: Mit erstaunlicher Klarheit ist dies in allen Schichten der neutestamentlichen Tradition sichtbar geworden. Bleibt mir noch, einige Perspektiven aufzuzeigen, die sich daraus für die Nachfolge ergeben. Dies soll in wenigen Stichworten zum Weiterdenken geschehen.

Gastfreundschaft und Fremden-Liebe

Die Tradition des Freundschaftsgedankens im Christentum und insbesondere in der Ordenstradition ist in der Gastfreundschaft begründet (*Hebr* 13,1f). Diese wiederum hat eine lange Tradition in der Antike, auch im Vorderen Orient und in der biblischer Tradition. Sozialgeschichtlich ist der Ursprung der christlichen Gastfreundschaft in der mobilen Lebensform der ersten Christen zu sehen: Die Wandermissionare und -missionarinnen (die Vorfahren der heutigen apostolischen Ordensleute) waren auf die Gast-

freundschaft angewiesen; ohne sie wäre die missionarische Dynamik der ersten Jahrhunderte undenkbar.

Die klassischen wie die biblischen Mythen zeigen jedoch: Der Freund, die Freundin ist immer auch der und die Fremde. Die Erfahrung der Fremdheit ist somit integraler Bestandteil des Freundschaftsmodells. Die große Ikone der Gastfreundschaft, auch der eucharistischen Gastfreundschaft, Rublevs Dreifaltigkeitsikone, heißt deswegen *Philoxenia*, Fremdenliebe.

Fremdheit bleibt in gewisser Weise in jeder Beziehung der Freundschaft erhalten, im Grunde in jeder, auch intimen Beziehung zwischen Menschen, die einander immer unverfügbar bleiben. Wenn Freundschaft dieser Dimension gegenüber wach bleibt, können oft genannte Einseitigkeiten wie Ausschließlichkeit, Partikularität und Selbstgenügsamkeit korrigiert werden. Das Thema meines Vortrags müsste also präziser lauten: Vom Fremdsein *und* Freundsein als Ordenschrist in der Welt. Fremdsein hebt sich nicht einfach im Freundsein auf, sondern bleibt die Quelle des Respekts, der Ehrfurcht und der immer neuen Entscheidung.

Freundschaft bedeutet also, Grenzen immer wieder zu überschreiten, dem Fremden als dem Freund Heimat zu geben.

Gastfreundschaft als geistliches Programm der Nachfolge realisiert sich deshalb an vielen Orten: in Häusern zunächst, aber auch in Beziehungen; in der Gemeinschaft, aber auch im Land; in der Seele, im Denken und nicht zuletzt in der Sprache. Bevorzugte Orte für die Praxis der *Philoxenia*, der Fremdenliebe, sind die in der postmodernen Diskussion so genannten „Anderen Orte“ oder Heterotopien:¹ Das sind Orte, an die die Gesellschaft bestimmte, meistens unangenehme oder verdrängte Aufgaben abgibt; Krankenhäuser gehören dazu, der Ort zum Sterben, genauso wie Friedhöfe; Abschiebelager, Gefängnisse und Psychiatrien sind solche Orte außerhalb aller Orte, aber auch Klöster, Orte für das verdrängte Gebet. Ist nicht eine theologische Fakultät in der säkularen Universitätslandschaft ebenfalls ein Heterotopos? Ein Ort, der für den Fremden in unserem Denken freigehalten wird: für Gott.

Es ist unschwer zu sehen, wie gerade das Ordensleben sich bevorzugt an solchen Heterotopien aufhielt und aufhält, wie viele Aufbrüche auch des 20. Jahrhunderts von dem Gedanken des Auszugs aus den vertrauten Orten und Institutionen hin zu den „anderen Orten“ der verdrängten und bestrit-

¹ Vgl. *Foucault*, M., Die Heterotopien/Der utopische Körper. Zwei Radiovorträge. Zweisprachige Ausgabe, übersetzt von Michael Bischoff. Mit einem Nachwort von Daniel Defert. Frankfurt/M. 2005.

tenen Lebensbereiche der Gesellschaft geprägt sind. So wird die grenzüberschreitende Freundschaft Jesu in einer Lebensform sichtbar und mit ihr die Menschen, denen diese Freundschaft bevorzugt gilt.

Orte wandern und wandeln sich jedoch: Aus Wüstenorten werden etablierte Gebiete, während vormals etablierte Orte und Institutionen wieder verwüsten und zu neuen Heterotopoi werden. Gastfreundschaft und Fremdenliebe als Kriterium lebendigen Ordenslebens ist deshalb so lebendig und vielfältig wie dieses selbst.

Kultur der Freundschaft

Eine Lebensform bewährt sich zunächst in der engsten Gemeinschaft, eben unter Freunden, in der Kommunität, und auch in Partnerschaften und in der Familie, deren Beziehungen bei allem, worin sie sich von den eben genannten Gruppen unterscheiden, ebenso Züge von Freundschaft aufweisen können.

Die Werte, die sich mit dem Freundschaftsideal heute verbinden, sind: Respekt, Selbstverantwortlichkeit, Freiheit, Ehrfurcht, Distanz, erwachsene Beziehung in Verantwortung füreinander.

Beziehungsfähigkeit in einer Kultur der Freundschaft zu leben, braucht deshalb auch eine Ethik der Freundschaft: Verantwortung für das menschliche und geistliche Wachstum des Freundes und der Freundin zu übernehmen erfordert Investition von Zeit und emotionaler Kraft, auch Beistand in ökonomischen Notlagen. Insofern kann man durchaus von einer „Askese“ der Freundschaft sprechen.

Politik der Freundschaft

Was für die Beziehung der Freundschaft unter einzelnen Menschen gilt, kann dann auch auf die Gemeinschaft übertragen werden; deshalb noch ein Wort zur Politik der Freundschaft.

Wir erleben in der Auseinandersetzung um die Globalisierung, dass das Miteinander der Weltgesellschaft immer schwieriger zu gestalten ist. Viele Denker, v.a. in Frankreich,² in Deutschland rezipiert z.B. von Margit

² Zu nennen wären Paul Ricoeur, Jean Luc Marion, Jacques Derrida u.a. Auch in der spirituellen Literatur in Frankreich ist das Thema Freundschaft präsenter als in Deutschland, vgl. die Schriften von Charles de Foucauld, Madeleine Delbrel, Simone Weil, Kl. Sr. Madeleine von Jesus. Vgl. auch *Saint-Exupéry*, A. de, Bekenntnis einer Freundschaft, Düsseldorf ³2001.

Eckholt, suchen deshalb nach einer neuen Form von Gerechtigkeit: „Gerechtigkeit als Schlüsselbegriff der politischen Philosophie und Sozialethik bedarf gerade der Ergänzung durch ein neues Denken der ‚Gabe‘, einer ‚*philosophie du don*‘, in der der aristotelische Begriff der Freundschaft wieder neu als notwendiges Komplement der Gerechtigkeit verstanden wird.“³ Die christlich-abendländische Tradition der Gottesfreundschaft und der Freundschaft Jesu kann hier zwischen dem kritisierten elitären Freundschaftsdenken der Antike und den gesuchten „*Politiques de l’amitié*“⁴ vermitteln.

Die Lebensgestalt Jesu und die Lebensform christlicher Nachfolge durch die Jahrhunderte hat jedoch nicht nur Freundschaft und Gerechtigkeit miteinander verbunden, sondern beides durch die Lebensform der Diakonia, des Dienens interpretiert. Die Freiheit und Freiwilligkeit, die seit der Antike als das Kostbarste der Freundschaft betrachtet wird, hat hier eine unverwechselbar jesuanische Prägung erhalten. Gottesfreundschaft ist *Compassio* mit der Leidenschaft Gottes für die Verlorenen und realisiert sich im Dienst, in Einsatz und Engagement, bevorzugt für die Gefährdeten und Verwundeten, eben die Zöllner und Sünder als den Freunden Jesu.

Fremdsein und Freundsein – zwei Selbstbezeichnungen der ersten Christen. Wir haben gesehen, wie sie zusammengehören. Auf der einen Seite stehen die negativen Erfahrungen des Fremdseins der Christen in Kleinasien: Minderheit in einer nichtchristlichen Kultur. Sie werden darin bestärkt, in dieser Kultur zu bleiben und durch ihr Leben Menschen zu gewinnen. In der Erfahrung des Fremdseins tröstet der Gedanke, eine zweite Staatsbürgerschaft im Himmel zu haben.

Die Freundesgemeinschaft, als die sich die Christen des 3. Johannesbriefes verstanden, ist biblisch verstanden jedoch ein ebenso anspruchvolles missionarisches Programm: In der Nachfolge Jesu Freund zu sein bedeutet, Grenzen zu überschreiten und dem Fremden Heimat in meiner Freundschaft zu geben. Der oder die Fremde ist jedoch jeder und jede, der oder die mir begegnet: in der Kommunität, am Arbeitsplatz und im Dienst, und vor allem vielleicht in dem, was den verborgenen Kern unseres Lebens ausmacht: im Gebet. Dort erfahren wir immer wieder Gott als den Fremden; und gleichzeitig Gott als den, der den Abstand der Fremdheit überwindet und uns zur Freundschaft einlädt, indem der uns Anteil gibt an seinem eigenen Leben.

³ *Eckholt*, M., Weisheit (im Druck).

⁴ *Derrida*, J., Politik der Freundschaft. Aus dem Französischen von St. Lorenzer, Frankfurt a.M. 2000.

Literatur:

- Cicero*, M.T., *Laelius – Über die Freundschaft*, RecUB 868, Stuttgart 1970.
- Ebner*, M., *Jesus von Nazaret in seiner Zeit. Sozialgeschichtliche Zugänge* (SBS 196), Stuttgart 2003.
- Eckholt*, M., „Die Weisheit schafft Freunde Gottes und Propheten“ (Weish 7,27). Freundschaft als Lebenselixier der Kirche, in: *Eckholt, M./Fliethmann, Th.* (Hg.), *Freundschaft als Begriff dogmatischer Theologie*, Münster 2007 (im Druck).
- Gruber*, E., Erziehungs- und Bildungsarbeit der Franziskanerinnen von Sießen in der Zeit von 1854–1940, in: *Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte*, Bd. 14, Sigmaringen 1995, 153–176.
- Gruber*, M., „Eunuchen wegen des Himmelreiches.“ Mt 19,12 als jesuanische Legitimation der christlichen Ehelosigkeit, in: *GuL* 76 (2003) 263–271.
- Gruber*, M., Jesus – „Anführer und Vollender“ christlicher Nachfolge. Zu einer Theologie der Lebensentscheidung nach dem Neuen Testament, in: *Schambeck, M./Schaupp, W.* (Hg.), *Lebensentscheidung – Projekt auf Zeit oder Bindung auf Dauer? Zu einer Frage des Ordenslebens heute*, Würzburg 2004, 74–112.
- Gruber*, M., Lebensprojekt Berufung. Lebens-Geschichten und Liebes-Geschichten in der Nachfolge Jesu, in: *Gruber, M./Schmiedl, J.* (Hg.), *Für ein ganzes Leben. Philosophische und theologische Überlegungen zur Dauerhaftigkeit von Lebensentscheidungen* (Pallottinische Studien zu Kirche und Welt 6), St. Ottilien 2003, 47–65.
- Gruber*, M., Der Quelle zu trinken geben. Eine intratextuelle Lektüre von Joh 4,1–42, Joh 7,37–39 und Joh 19,28–37, verbunden mit einer methodischen Überlegung zum Modell-Leser, in: *Steins, G./Ballhorn, E.* (Hg.), *Der Bibelkanon in der Bibelauslegung. Beispiele exegesen und Methodenreflexion*, Stuttgart 2007 (im Druck).
- Gruber*, M., Die Zumutung der Gegenseitigkeit. Pragmatisch-intratextuelle Lektüre der Salbungsgeschichte Joh 12,1–8, in: *van Belle, G.*, (Hg.), *The Death of Jesus in the Fourth Gospel* (BETL 200), Leuven 2007, 647–660.
- Hünemann*, P., *Jesus Christus, Gottes Wort in der Zeit. Eine systematische Christologie*, Münster 1997.
- Klauck*, H.-J., Kirche als Freundesgemeinschaft? in: *ders.*, *Gemeinde zwischen Haus und Stadt. Kirche bei Paulus*, Freiburg u.a. 1992, 95–123. Der Artikel erschien ursprünglich in: *MThZ* 42 (1991), 1–14.
- Leinhäupl-Wilke*, A., Zu Gast bei Lukas. Einblicke in die lukanische Mahlkonzeption am Beispiel von Lk 7,36–50, in: *Ebner, M.* (Hg.), *Herrenmahl und Gruppenidentität*, QD 221, Freiburg 2007, 91–120.
- Müller*, P., Das Gleichnis vom misslingenden Spiel der Kinder, in: *Zimmermann, R.* (Hg.), *Kompendium der Gleichnisse Jesu*, Gütersloh 2007 (im Druck).
- Reinmuth*, E., Der beschuldigte Verwalter (vom ungetreuen Haushalter), Lk 16,1–8, in: *Zimmermann, R.*, (Hg.), *Kompendium der Gleichnisse Jesu*, Gütersloh 2007 (im Druck).

Rovira, J., *Amicizia e Fraternità nella Vita Consacrata*, Roma 2000 (PUL Instituto di Teologia della Vita Consacrata Claretianum).

Scholtissek, K., „Eine größere Liebe hat niemand, als wenn einer sein Leben hingibt für seine Freunde“ (Joh 15,15,13). Die hellenistische Freundschaftsethik und das Johannesevangelium, in: Frey, J./Schnelle, U. (Hg.), *Kontexte des Johannesevangeliums* (WUNT 175), Tübingen 2004, 411–439.

Schröter, J., *Sterben für die Freunde. Überlegungen zur Deutung des Todes Jesu im Johannesevangelium*, in: v. Dobbeler, A. (Hg.), *Religionsgeschichte des Neuen Testaments. Festschrift für Klaus Berger*, Tübingen u.a. 2000, 263–288.



GRUBER, Margareta – KIECHLE, Stefan (Hg.), *Gottesfreundschaft. Ordensleben heute denken*. Echter Verlag, Würzburg 2007.

Buchempfehlung: Mit dieser Publikation ist ein kräftiges Lebenszeichen eines zeitgemäßen und authentischen Ordenslebens gesetzt. Die Referentinnen und Referenten dieses „Dritten Symposiums Ordenstheologie“ sind sich der Bedingungen der gegenwärtigen Umbrüche bewusst, finden aber gerade durch ihr Wahr- und Ernstnehmen der gesellschaftlichen und kirchlichen Realität zu einem neuen Profil des geweihten Lebens. Die Autorinnen und Autoren fragen nach den Grundmomenten der Lebensform von Ordenschristen und gehen an deren Quelle, die als „Gottesfreundschaft“ ausgewiesen wird. Eine ausführliche Buchbesprechung findet sich in Heft 6/2007 der ON.

Kontinuität und Wandel konkret

Vier Statements beim Podiumsgespräch am Österreichischen Ordenstag

Der Österreichische Ordenstag zum Thema „Kontinuität und Wandel“ fand am Nachmittag des 20. November 2007 seine Fortsetzung mit einem Podiumsgespräch. Unter der Moderation von P. Richard Plaickner SJ versuchten Sr. Evelyn Ender RSCJ, Abt Mag. Christian Haidinger OSB vom Stift Altenburg, der Missionstheologe P. Dr. Franz Helm SVD und Dr. Anton Salomon, der Vizerektor der neugestarteten Kirchlichen Pädagogischen Hochschule in Wien, das Thema des Ordensstages in einen Kontext praktisch gelebter Wirklichkeit einzuordnen.

1. „Sich verwandeln lassen“: Kontinuität und Wandel aus der Sicht der Geistlichen Begleitung (Sr. Evelyne Ender RSCJ)

Ich bin in Vorarlberg geboren, mein Grundberuf ist Pädagogin – ich war im Ländle landesdefinitiv und ortsdefinitiv angestellt, bevor ich 1980 mit 29 Jahren in die Ordensgemeinschaft des Sacré Coeur in Wien eingetreten bin. Heute gibt es vorrangig zwei Aufgaben in meinem Leben – das ist Begleitung (Geistliche Begleitung, Exerzitien) und Beratung (Supervision, Begleiten von Ausbildungen, Notfallseelsorge ...).

Wer sind wir als Ordensgemeinschaft? Wir sind eine internationale Kongregation, die in 45 Ländern vertreten ist, die aus der Kraft des Gebetes zu leben versucht, sich für Frieden und Gerechtigkeit einzusetzen und auf die vielfältigen Anrufe des Evangeliums zu hören.

Zum Stichwort Kontinuität

Ich war vor den großen Wenden, die es 1967/1970 in unserem Orden gab, im Internat bei uns im Sacré Coeur in der Riedenburg-Bregenz. Sowohl in meiner Herkunftsfamilie als auch im Internat waren ähnliche Werte wichtig, nämlich:

- brav sein (vor Gott und den Menschen),
- viel leisten,
- anderen helfen,
- „Vater und Mutter“ ehren usw.

Vieles war selbstverständlich und doch merkte ich immer wieder, dass das für mich gut Gemeinte nicht alles war, und noch mehr – dass es nicht immer lebensgebend, lebensfördernd war.

Ein viel zitierter Ausspruch unserer Ordensgründerin Madeleine Sophie Barat ist: „Die Zeiten ändern sich und wir müssen uns mit ihnen ändern.“

Diese Sehnsucht lebt bis heute sehr stark in mir. So bin ich froh, dass es ab 1970 und in den Generalkapiteln danach einen „prophetischen Aufbruch“ geben hat mit den Optionen:

- Wie kann Internationalität verstanden und gelebt werden?
- Wie können wir heute Erziehung, Begleitung und Beziehung in unseren Arbeitsfeldern verwirklichen?
- Was bedeutet Solidarität mit den Armen in unserer Zeit, an den Orten, an denen wir leben?
- Wie kann Erneuerung der Gemeinschaft als ständiges Thema wachgehalten werden?
- Und vor allem auch das Bekenntnis zur Pluriformität, eine gelebte und wertschätzende Vielfalt.
- Wie erinnern wir uns immer wieder an den Grundauftrag unserer Gründerin: „Die Liebe Gottes in unserer heutigen Welt sichtbar zu machen!“

In weiterer Folge sind wir herausgefordert, uns immer wieder auf unser Charisma rückzubesinnen:

- auf Kontemplation und Communion,
- die Unterscheidung der Geister (aus dem *Discernement* leben zu lernen),
- die „erzieherische Dimension unserer Sendung“,
- den Einsatz für Gerechtigkeit und Frieden ... usw.

Wie das so ist, wenn man mit viel Elan, Kraft und Vorstellungen in eine Ordensgemeinschaft eintritt, bleibt es einem nicht erspart, sich mit den eigenen Idealen, Vorstellungen, Wünschen, Illusionen auseinander zu setzen und durch Beziehungen, die sich aneinander reiben oder stärken, zu wachsen.

In unserer Ordensgemeinschaft wird von Anfang an viel Wert auf „Geistliche Begleitung“ gelegt. Mir war das nicht fremd, da ich mich Jahre davor darin schon eingeübt hatte, Geistliche Begleitung zu sehen als ein Mittel,

- auf dem persönlichen Weg der Nachfolge Christi
- sich dem „Leben im Heute zu stellen“, Gott in allen Beziehungen, Situationen und Dingen zu suchen, zu erkennen,
- für dieses Leben empfänglich, berührbar zu werden (seine körperliche, seelische, geistige Wahrnehmung entfalten zu lernen),

- in die eigene Lebenswirklichkeit hineinzugehen (eigene Licht- und Schattenseiten entdecken, aussprechen lernen) – mir fremd, anderen fremd,
- darin auszuhalten,
- bis Gott eine Lösung oder oft nur eine Teilösung gibt.

Und das eben nicht allein, sondern mit Hilfe einer Person des Vertrauens, die selber regelmäßig Geistliche Begleitung in Anspruch nimmt und gelernt hat, in der Haltung der Unterscheidung der Geister unterwegs zu sein.

Heute darf ich Frauen, Männer, Ordensfrauen, Ordensmänner regelmäßig im Rahmen der Geistlichen Begleitung begleiten und mit ihnen auf dem Weg der Gottsuche und damit der Sinnfindung in ihrem Leben sein.

Ich bin sicher, damit in unserer heutigen Kirche und Gesellschaft einen wichtigen Dienst leisten zu können.

Der Wandel

- Sich „verwandeln lassen“ geschieht, und zwar aus dem Inneren, aus dem heiligen Raum in mir, an dem Ort, an dem ich von Gott bewohnt bin.
- Sich „verändern müssen“ geschieht – oft unfreiwillig – von außen (Zwang, Druck, nicht mehr können ...).

Meine nun fast zwanzigjährige Erfahrung zeigt, dass der Wunsch nach Begleitung, um in der Spiritualität wachsen zu können, zugenommen hat, nicht nur in der Kirche, in den Orden, sondern bei vielen Menschen. Es gibt eine neue Sehnsucht, die eigene Identität zu entdecken, einen Weg nach innen zu gehen, um verantwortlich im Außen handeln zu können.

Die Frage lautet: Wie gelingt es mir / Ihnen immer mehr, jeden Menschen aus unserer christlichen Sicht als Abbild und Ebenbild Gottes zu sehen, daran zu glauben – d. h. auch jeden und jede auf dieser Erde zu achten und zu ehren, auch wenn ich anderer Meinung bin, auch wenn ich andere Bräuche habe, aus einer anderen Kultur bin – um in dieser heutigen Welt schöpferisch mittätig sein zu können?

Zu lernen, wie ich mit allem, was je gewesen ist, und mit allem, was ist und je sein wird, aus der Liebe Gottes nicht herausfallen kann.

Das ist leichter gesagt, als getan. Wir wissen, dass unser Leib (Körper, Geist, Seele) alles in unserem Leben Erfahrene gespeichert hat und es Vertrauen, Versöhnung und Hoffnung benötigt, um daraus leben zu können.

Das heißt auch, mich in Offenheit, im Ausharren, im achtsamen Ausschauen nach Gott einzuüben, um den Geist Gottes im täglichen Alltagskram zu erkennen.

Es heißt auch, mich auf schwierige Wegstrecken einzulassen, mich ihnen zu stellen, bei mir in mein Herz einzukehren und wahrzunehmen, was ist, um Gefühle wie Ohnmacht, Angst, Verzweiflung, Wut, Schuld, Scham anzuschauen, zu durchleben und zu Wünschen und Begierden stehen zu können. Die Alternative zum Standhalten im Unangenehmen besteht immer wieder im Vermeiden und Fliehen und im verbalen Angreifen.

Auch in unserem Ordensleben gibt es die Gefahr, unangenehme, bedrohliche, notvolle Wirklichkeit nicht an das eigene Innere heranzulassen. Mehr und mehr Menschen brauchen in unserer Gesellschaft immer extremere Erlebnisse, um sich auch nur ein wenig spüren zu können.

Wir brauchen Menschen, die die Realität des Heute sehen wollen – sie aushalten, durchleben und durch Vertrauen auf Gott die nächsten kleinen Schritte zu gehen wagen, sich riskieren.

Wandel ist möglich, weil Einzelne sich auf den Weg machen, weil aus vielen Einzelnen, wenn sie sich vernetzen, ein *Wir* wird, weil sie leben, in Situationen hineingehen, durchgehen und Neues wagen, in dem Formen und Ordnungen der Botschaft des Evangeliums Platz machen.

Jesu Botschaft lautet: „Heute, hier und jetzt“ ist das Reich Gottes – und „ich will, dass ihr das Leben in Fülle habt“ (*Joh 10,10*).

2. Wie ewig gültige Werte in die jeweilige Zeit übersetzt werden können (Abt Mag. Christian Haidinger OSB)

1. Tradition wurde und wird in unseren Jahrhunderte alten Klöstern schon immer groß geschrieben! Unser Erbe ist uns Auftrag und Verpflichtung für heute und für die Zukunft. Freilich wird dieser Auftrag gar nicht selten so verstanden, wie ich es einem Mitbruder gegenüber einmal so ausgedrückt habe: „Alles soll anders werden, aber nichts darf sich ändern!“

Bei uns Benediktinern kommt dann natürlich auch bisweilen das Gelübde der „*stabilitas*“ ins Spiel! Stabilität ist angesagt! Auf Abenteuer lassen wir uns erst gar nicht ein! Alles ist so schnelllebig geworden, da ist es gut, wenn unsere Klöster Orte des Bewahrens sind, ein Hort dessen, was sich bewährt hat ... Wo kämen wir denn hin, wenn wir uns auf alles, was gerade „modern“ erscheint, einlassen würden? Die Tradition gilt es zu wahren und zu bewahren! Kontinuität ist wichtig, ja unverzichtbar!

2. Die Erfahrung hat uns aber auch längst gezeigt, wo das Bewahren allein, wo Unbeweglichkeit und der beharrliche Blick in die großartige

Vergangenheit uns letztlich hinführt: zur Stagnation, zur Resignation, zur Handlungsunfähigkeit.

Wie also kann Kontinuität und Wandel – aus der Sicht eines nun mehr als 850-jährigen Klosters (Stift Altenburg) – ein sich gegenseitig befruchtender Weg heute und in eine gute Zukunft werden?

Vor etwas mehr als zwei Jahren wurde ich als Abt dorthin berufen. Das Kloster – und fast alle Mitbrüder – waren mir unbekannt. Wir sind eine kleine Gemeinschaft von 13 Brüdern, sieben davon sind Priester. Die Altersstruktur ist nicht anders als in den meisten klösterlichen Gemeinschaften; wir sind nicht gerade ein junger Konvent, aber auch (noch) nicht wirklich Besorgnis erregend. Die gewachsenen Aufgaben sind der Größe unserer Gemeinschaft angepasst: Wir betreuen sechs Pfarren (eine größere mit etwas mehr als 5.000 Katholiken und fünf Kleinpfarren; übrigens alle in unmittelbarer Nähe des Klosters). Dazu „leisten“ wir uns ein Sängerknabeninternat, freilich ohne Schule. Einiges Engagement fordert die Wirtschaft ein, seit einigen Jahren stellen wir uns auch offensiv dem Tourismus.

Im Spannungsfeld von Kontinuität und Wandel

3. Lasst mich einige Beispiele anführen, an denen das Spannungsfeld „Kontinuität und Wandel“ spürbar und sichtbar wird. Dafür ist ein Bild auch unsere konkrete Klosteranlage: Seit 1983 wurde systematisch die mittelalterliche Klosteranlage freigelegt: der Kreuzgang zuerst, aber auch das Abtshaus und die Mönchszellen. Wir sind fast ein wenig stolz auf das, was wir jetzt unseren Besuchern davon zeigen können. Aber andererseits arbeiten wir auch an der Generalsanierung des Klosters, wie es sich heute den Besuchern darstellt. Beides macht die Realität unseres Klosters aus: eine Jahrhunderte lange Kontinuität, aber auch der notwendige Wandel, damit wir heute bestehen können!

Und wir erleben Spannungsfelder auch in unseren verschiedenen Aufgabengebieten. Einerseits wollen wir das Kloster noch mehr als geistliches Zentrum positionieren, andererseits wissen wir uns auch der gewachsenen Aufgabe der Seelsorge in den inkorporierten Pfarren verpflichtet. Den neuen Aufgaben können und wollen wir uns nicht verschließen, die „alten“ Aufgaben auch in Treue erfüllen, wiewohl wir auch wissen, dass wir auch neue Wege in der Pastoral suchen müssen.

Wie schon angedeutet bemühen wir uns seit Ende der Neunzigerjahre offensiv um den Tourismus. Gerade in den letzten Jahren dürfen wir uns über steigende Besucherzahlen freuen. So haben wir letztes Jahr zum ersten

Mal die 30.000er Marke überschritten, heuer geht es schon mehr gegen 40.000 Besucher. Dieser im Wachsen begriffene Tourismus ist nicht nur auf die Werbung zurückzuführen, sondern vor allem auf zusätzliche interessante Angebote.

War es bisher vor allem das „Barockjuwel im Waldviertel“, das Gäste in unser Haus lockte, seit Mitte der Neunzigerjahre dann vor allem die mittelalterliche Klosterarchitektur, als Schmuckstück der wiederentdeckte gotische Kreuzgang, so ist es seit 2006 vor allem auch der „Garten der Religionen“, in dem wir versucht haben (und der Versuch ist gelungen!), das Konzilsdokument „*Nostra aetate*“ – Über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen – in die Gartensprache zu übersetzen.

Durch Audioguides und durch persönliche Führungen (zu denen ich selbst und einige Mitbrüder nach Möglichkeit bereit sind) ist es möglich, den Gästen viel von unserer Spiritualität, vom Kloster als geistlichem Zentrum, von unserer persönlichen Christusbefolgung zu vermitteln.

Und die Besucher erahnen und erfahren auch etwas von der sprichwörtlichen benediktinischen Gastfreundschaft.

Offenheit für Neues, Sensibilität für die Zeichen der Zeit

Auch unser kleines Gästehaus, das wir im Frühjahr dieses Jahres „modernisiert“ haben (Nasszellen in allen Zimmern), bietet zusätzliche Möglichkeiten: Gäste, die sich einfach einige Tage zurückziehen wollen, sind herzlich willkommen! Aber auch „Urlaub im Kloster“ ist für manche ein attraktives Angebot. Dazu haben wir „Fremdkurse“ wie Exerzitien, Pfarrgemeinderatsklausuren und auch andere Kurse; einige wenige Kurse bieten wir auch schon selber an. Zu erwähnen sind vor allem „Kloster auf Zeit für Manager“ und Kurse für Wirtschaftsleute („Menschenführung nach der Regel des hl. Benedikt“), für die es immer wieder Anfragen gibt.

Allen Gästen und Besuchern bieten wir die Möglichkeit, unser Chorgebet mitzubeten! Von vielen wird diese Möglichkeit gerne und dankbar angenommen. Wenn jemand nach „Kloster auf Zeit“ fragt, gehört dies ausdrücklich auch zum Programm dazu!

Von Juli bis Mitte September haben wir dann auch „Dauergäste“: Seit mehr als zwei Jahrzehnten ist die Altenburger Musikakademie bei uns im Haus. 2008 sind es dann schon 30 Jahre, dass wir „*allegro vivo*“ mit vielen Konzerten beherbergen. Und auch schon seit 20 Jahren gibt es das Stift Altenburger Sommertheater. Das sind durchaus auch touristische Magnete, durch die wieder ganze andere Menschen zu uns in Kloster kommen.

Durch all diese Begegnungen kommen wir mit Menschen ins Gespräch, das dann oft in Tiefen führt, die uns spüren lassen, dass unser Kloster von vielen tatsächlich als geistliches Zentrum erfahren und erlebt wird.

Zugestimmt haben die Mitbrüder auch zu einem Experiment: Wegen des Gartens der Religionen wurden wir inzwischen von einer schon lange bestehenden christlich-muslimischen Arbeitsgruppe gefragt, ob Stift Altenburg (ab) 2008 nicht der Campus sein könnte für die „*Vienna International Christian-Muslimic Summer-University*“. Inhaltlich wird die Universität Wien Träger dieser Einrichtung sein, wir wollen gerne in Kooperation treten.

Oft muss man neue Wege gar nicht suchen, es gibt „Zu-fälle“, manches fällt einem zu, wie manche dieser Beispiele recht deutlich zeigen. So auch die „Altenburger Gespräche“, die ein Freund unseres Hauses, Unternehmer und umtriebiger Mann, mit uns gemeinsam initiiert hat. Anfang Oktober hatte wir Leute aus der Wirtschaft eingeladen zum Thema: „Gewinn versus Gewissen. Sind Ethik und Profit vereinbar?“ Ist es nicht erstaunlich, dass auf Anhieb über 80 höchst kompetente Leute gekommen sind? Auch diese Initiative soll weitergeführt werden.

Kontinuität und Wandel, beides ist notwendig. Die Bewahrung dessen, was in einem Haus, in einer Gemeinschaft gewachsen ist, was prägend war und ist, was vor allem dann auch wesentlich die Identität einer Gemeinschaft ausmacht.

Aber es braucht auch die Offenheit für Neues, eine große Sensibilität für die „Zeichen der Zeit“ und Menschen mit Charisma, um diese zu deuten und darauf adäquate Antworten zu suchen. Nicht jede/r kann das, nicht alle können solch neue Wege auch mitgehen. Und: Es müssen nicht alle im Gleichschritt gehen! Auch nicht alle im gleichen Tempo!

Aber Offenheit und auch Toleranz muss man erbitten können – oder sogar einfordern, auch wenn manche neue Wege noch recht unsicher und vage erscheinen!

Halten wir es doch mit dem weisen Gamaliel (*Apg 5,38f*): „Wenn dieses Vorhaben oder dieses Werk von Menschen stammt, wird es zerstört werden; stammt es aber von Gott, so könnt ihr es nicht vernichten.“

Es gilt Bewährtes zu pflegen und zu fördern, aber auch die „Zeichen der Zeit“ zu erkennen und mit Mut, Zuversicht und Gottvertrauen neue Wege in die Zukunft zu wagen!

Mission und Missionsorden zwischen Kontinuität und Wandel am Beispiel der Steyler Missionare (P. Dr. Franz Helm SVD)

Die Kirche ist ihrem Wesen nach missionarisch, weil sie an der Sendung Gottes Anteil hat. So sagt es das Zweite Vatikanische Konzil (vgl. AG 2). Es gibt die Kirche, weil es die Mission gibt. Kirche wird es in Zukunft nur geben, wenn sie weiter missionarisch ist. „Wenn die Kirche aufhört, missionarisch zu sein, hört sie zu existieren auf“ (Kard. Aloisio Lorscheider). Mission ist also *die* Konstante, *das* Bleibende der Kirche. Ihr *Wesen*. Es ist ihre Bestimmung, die Botschaft vom nahen Gottesreich der Gerechtigkeit und des Friedens zu bezeugen und zu verkünden.

Die Frage ist also nicht das Ob der Mission, sondern das Wie. Es wird seit dem Zweiten Vatikanum neu gesehen.

1. Wer ist Missionar, Missionarin?

Bis zum Zweiten Vatikanum wurde Mission als Aufgabe für Spezialisten gesehen. Von christlichen Ländern ausgesandte Missionare (vor allem Ordensleute und Weltpriester) retten in heidnischen Ländern Seelen und pflanzen Kirche ein.

Heute sollen alle Christenmenschen missionarisch sein, wo immer sie sind. Braucht es uns Spezialistinnen, die missionierenden Orden dann nicht mehr? Haben fehlende Berufe auch damit zu tun? Arbeiten wir genug zusammen mit Menschen und Institutionen, die Mission in verschiedenen herausfordernden Situationen leben?

2. Wie geschah früher Mission?

Der Mission wird massiv vorgeworfen, dass sie bevormundend, kolonisierend, Kultur und andere religiöse Traditionen zerstörend war. Vor allem das Wie der Christianisierung Lateinamerikas hat berechtigte Kritik und Schuldbekennnisse der Kirche hervorgerufen.

So ist Mission suspekt, wird – auch innerhalb der Kirche – oft negativ gesehen. Niemand soll mehr „missioniert“ werden.

Das hat Auswirkungen auf das Spendenverhalten, auf Berufswerbung, auf die Rede von „Missionsorden“ und „MissionarInnen“. Früher wurden Missionare bewundert, heute ernten sie oft Skepsis und Ablehnung. Wenn ich mich als „Missionstheologe“ vorstelle, reagieren die Leute befremdet.

3. Wo geschieht heute Mission?

Von „Missionsländern“ hat sich der Akzent zu „missionarischen Situationen“ verlagert. Diese gibt es auf allen Kontinenten. Die Süd-Süd Mission hat die Nord-Süd Mission abgelöst. Auch Europa kommt immer mehr ins Blickfeld. Statt dass wir MissionarInnen ausschicken, kommen welche aus anderen Kontinenten zu uns. Unsere Gemeinschaften werden auch in Europa internationaler. Unsere Institutionen (Missionsprokuren, Zeitschriften, etc.) müssen diese neue Ausrichtung mitmachen. Oft tun sie sich schwer damit. Ausbildungshäuser stehen leer – wie können sie eine neue Bestimmung bekommen im Sinn einer Ausrichtung auf missionarische Situationen in Europa?

4. Missionshäuser sollen zu missionarischen Zentren für die Ortskirche werden

Im Missionshaus der Steyler Missionare St. Gabriel lebten früher bis zu 650 Ordensleute, die Mehrzahl junge Missionare in Ausbildung. Heute sind es gut 60 Mitbrüder, der Altersdurchschnitt ist bei 67 Jahren. Dafür sind 110 Flüchtlinge im Caritasheim St. Gabriel, eine eingemietete Montessori-Schule hat fast 80 Schüler und Schülerinnen. Die Krabbelstube und der Kindergarten der Marktgemeinde haben mehr Kinder als wir Mitbrüder. Auch eine Tagesheimstätte für Senioren des Hilfswerkes ist bei uns. Das „Weltdorf“ der Jugendpastoral setzt die Schwerpunkte Kulturbegegnung, weltweite Solidarität und Glaubensvertiefung. Es hat einen Kreis von 40 ehrenamtlichen MitarbeiterInnen. Die Zeitschrift „Stadt Gottes“ bringt auch „Missionsreporte“ aus Europa und lädt zu einem bewussten nachhaltigen Lebensstil ein. Die Kinderzeitschrift „Weite Welt“ vermittelt Werte wie Respekt vor anderen Religionen und Kulturen. Die „Steyler Bank“ macht sich stark für ethische Geldanlagen und fördert mit ihren Gewinnen die weltweite Arbeit der Steyler Missionare. Das „Religionstheologische Institut“ veranstaltet internationale Dialogkonferenzen von Christen und Muslimen zu Fragen wie Gerechtigkeit, Recht und Toleranz und publiziert die Beiträge und Diskussionen.

5. Wie heute zur Mission ausbilden?

Unsere Ausbildungsgemeinschaft ist in Wien, die Studenten studieren an der öffentlichen Wiener Universität. Sehr problematisch ist, dass das

einheimische österreichische Element fast ganz fehlt. Ist es zu verantworten, unter diesen Umständen eine Ausbildungsgemeinschaft zu führen? Erfahrungen zeigen aber, dass Mitbrüder, die ihre theologische Ausbildung in Europa gemacht haben, sich meistens leichter tun, hier als Missionare einzusteigen. So sollen Steyler Junioren durch diese Ausbildungsform auf einen missionarischen Einsatz in Österreich vorbereitet werden. Betriebs- und Krankenhauspraktikum gehören genauso zum Ausbildungsprogramm wie die Sorge um den Haushalt der Junioratsgemeinschaft und die Mitarbeit in einer Pfarre.

Unsere Pfarren bekommen neues Gewicht, als Orte der praktischen Einführung für Junioren, Neumissionare und Praktikanten aus anderen Kontinenten, aber auch als Ort der Missionsanimation für die Mitglieder der Pfarrgemeinde. Aber missionarische Pfarren zu bilden ist schwer, geht es doch meist um die Betreuung derer, die schon da sind, und um die Verwaltung ihrer Einrichtungen. Manche bei uns meinen sogar, es sei ein Widerspruch in sich, Pfarre und zugleich missionarisch zu sein.

6. Steyler Missionsverständnis und neue Wege

Mission verstehen die Steyler Missionare als „Anteil nehmen an der Missio Dei“. Gott am Werk sehen wir vor allem bei Armen und Unterdrückten, bei Menschen anderer Religion, bei Menschen anderer Kultur, bei Menschen auf der Suche nach Sinn. Mit ihnen wollen wir einen „prophetischen Dialog“ führen – offen für das, was Gott uns zeigen will, und unterschieden im gemeinsamen Einstehen für Leben und Zukunft. Das drückt sich vielleicht am stärksten in der Ausländerseelsorge aus. Ein Mitbruder afrikanischer Herkunft geht da neue Wege in der möglichst ganzheitlichen Begleitung von afrikanischen Schubhäftlingen und Flüchtlingen.

7. Die grenzüberschreitende Mission Gottes und unsere Grenzen

Wenn Gottes Mission schon am Geschehen ist in der Welt, dann heißt es vor allem hinauszugehen, um als Verbündete bei und mit den Menschen zu sein, die sich im Sinn des Reiches Gottes einsetzen. Viel zu sehr hängen wir aber noch an unseren eigenen Werken und Institutionen und die Sorge dafür bindet einen guten Teil der Energie. Gott sei Dank helfen uns mittlerweile viele kompetente LaienmitarbeiterInnen dabei. Wir tun uns schwer, aufzugeben und loszulassen. Und in überalterten Gemeinschaften ist es schwer, Kraft und innere Freiheit für neue Wege aufzubringen.

4. Kontinuität und Wandel im Schul- und Bildungssystem (Dr. Anton Salomon)

1. Biografische Vorbemerkung

Am Podium bin ich der Einzige, der nicht Ordenschrist ist. Möglicherweise hängt das mit dem Bereich Schule und Bildung zusammen. Schließlich ist dies jener Bereich, aus dem sich die Orden in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr personell zurückgezogen haben und die Verantwortung für Schulen und Bildungseinrichtungen in die Hände von „Laien“ gelegt haben.

Selbst habe ich meine gesamte Schulzeit in Privatschulen zugebracht und durfte mehrere Jahre Schulerhalterfunktion für katholische Privatschulen (Schulverein Sta. Christiana) ausüben. Meine gesamte berufliche Tätigkeit widmete ich Schule, Unterricht, Bildung von LehrerInnen und ErzieherInnen und konnte so durch 35 Jahre den Wandel in der Bildungslandschaft miterleben.

2. Anmerkung zur Begrifflichkeit

Wandel passiert, ereignet sich, ist nur begrenzt steuerbar. In Wandlungsprozesse sind wir *volens volens* hineinverwoben und wir müssen uns diesen stellen. Ein eher passives Umgehen.

Kontinuität muss geschaffen werden, wir sind herausgefordert, zu entscheiden, was wir erhalten wollen und wie wir Kontinuität schaffen können. Ein eher pro-aktives Umgehen.

3. Ein Blick auf das Schul- und Bildungssystem unter dem Aspekt Wandel

Der Wandel der Gesellschaft im Allgemeinen wirkt sich auch auf das Schulsystem aus und wirft Fragen auf, wie auf diesen Wandel zu reagieren sei – vgl. dazu die aktuelle bildungspolitische Diskussion.

Zwei Aspekte greife ich aus den vielen Fragen der aktuellen bildungspolitischen Fragen und Perspektiven heraus, um aufzuzeigen, wie Wandel und Kontinuität hineinwirken.

3.1 Bedeutsamkeit des Erziehungsauftrages

Neben dem eigentlichen Bildungsauftrag der Schule gewinnt zunehmend der Erziehungsauftrag an Bedeutung und Gewicht. Familie und

gesellschaftliche Erziehungssysteme bedürfen mehr und mehr professioneller Unterstützung bei der Erziehung von Kindern und Jugendlichen. Wer soll diese leisten? Die Schule! – Die Schule? LehrerInnen sehen dies nicht als ihre primäre Aufgabe und sind dafür auch nicht spezifisch ausgebildet. Nach Möglichkeit werden sie in schwierigen Fällen unterstützt durch PsychologInnen, BeratungslehrerInnen, SozialarbeiterInnen, SozialpädagogInnen, PsychologInnen und andere professionelle Erziehungsberater.

Der Wandel, der sich im Bildungssystem ereignet, fordert heraus zu einer grundsätzlichen Positionierung. Gefragt ist die prinzipielle Haltung und Grundeinstellung zur Aufgabe von Schule durch SchulerhalterInnen, LeiterInnen und LehrerInnen:

– Verstehen sie Schule als gesellschaftliche Einrichtung, deren Aufgabe es ist, SchülerInnen zu unterrichten und zu standardisierten Leistungen zu führen bzw. zu gesellschaftlich – oft von der Wirtschaft – erstellten und geforderten Zielen zu bringen? Ein „brauchbares“ Mitglied der Gesellschaft als Ziel für schulische Lehre?

– Oder verstehen sie Schule primär dem Individuum verpflichtet, dem einzelnen Kind und jungen Menschen, der im Rahmen von Schule seine Talente und Begabungen zur Entfaltung bringen soll und darf? Auch Schulerhalter von katholischen Privatschulen müssen sich dieser Frage stellen und Position beziehen.

Ich würde es – im Sinne von Kontinuität im Selbstverständnis von Ordenschulen – als dringlich und wünschenswert ansehen, dass Sie die gesellschaftlichen Erwartungen im Bereich von Schul- und Unterrichtsentwicklung zum einen mit einer kritisch-reflexiven Distanz betrachten und dass Sie sich voll und ganz der Förderung individueller Fähigkeiten, Begabungen und Interessen verschreiben. Nicht aus einem zeitgebundenen Modernismus, sondern aus der Überzeugung, dass jedes Kind ein von Gott mit seinen besonderen Begabungen ausgestattetes Wesen ist, das bei der Entfaltung seiner Begabungen der Begleitung, Förderung und Unterstützung bedarf.

3.2 Lebens-Langes-Lernen

In der bildungspolitischen Diskussion zählt der Begriff des lebenslangen Lernens (LLL) zu den zentralen Forderungen in der Bildung. Was genau damit gemeint ist, lässt sich noch nicht so eindeutig festmachen. Jedenfalls liegt die Erkenntnis zu Grunde, dass Lernen und (Weiter-)Bildung nicht mit dem Ende der Schulzeit aufhören. Ich mutmaße, dass dabei vielfach

auch wirtschaftliche Interessen mit eine Rolle spielen, wenn es darum geht, sich neue berufliche Kompetenzen anzueignen. Demgegenüber kann im Sinne von lebenslangem Lernen aber auch eine permanente Persönlichkeitsbildung verstanden werden – etwa im Sinne von spiritueller Begleitung, wie wir sie von Sr. *Evelyne* vorgestellt bekamen. So gesehen hätten kirchliche Bildungseinrichtungen im Sinne von Kontinuität sicher sehr viel Erfahrung und Know-how einzubringen.

4. Ein Blick auf den Wandel von Ordensschulen bzw. von Schulen in kirchlicher Trägerschaft

Der Wandel, der sich in den letzten 40 Jahren auch im Bereich der katholischen Privatschulen ereignet hat, ist unübersehbar. Vielfach haben sie sich den staatlichen Schulen angenähert und sind mitunter kaum noch von diesen zu unterscheiden. Was macht eigentlich das „K“ aus, worin unterscheiden sich katholische Privatschulen von öffentlichen Schulen?

Wenn der Unterschied nur darin besteht, wer dort in die Schule geht (weil er/sie es sich leisten kann und will), dann wäre das wenig überzeugend. Ich würde lieber den Unterschied darin sehen, dass in diesen Schulen junge Menschen ein Biotop von – im christlichen Sinn – gelebter Begegnung erfahren, wo sie Modelle sehen und erleben, wie Menschen miteinander liebevoll und wertschätzend umgehen. Insofern solche Modelle gesellschaftlich nur spärlich erfahrbar sind, könnten katholische Privatschulen gleichsam Orte von Mission werden, in dem Sinn, wie P. Helm zuvor Mission beschrieben hat.





P. Dr. Stefan Kiechle SJ

Geboren 1960 in Freiburg im Breisgau; 1979 Studium der Theologie in Freiburg und Jerusalem (Abtei Hagia Maria Sion); Eintritt in den Jesuitenorden und Noviziat 1982; Studium der Philosophie in München und der Theologie in Frankfurt, Sankt Georgen; Priesterweihe 1989; Arbeit als Assistent des Novizenmeisters und Pfarrei-Arbeit 1989 bis 1991; Doktorats-Studium in Paris (Centre Sèvres) 1991 bis 1994; Terziat in Santiago de Chile 1995; Studentenpfarrer in München 1995 bis 1998; Novizenmeister der deutschsprachigen Jesuiten und Exerzitienbegleiter in Nürnberg von 1998 bis 2007; seitdem Leiter der „Offenen Tür“, Cityseelsorger und Exerzitienbegleiter in Mannheim. Zahlreiche Veröffentlichungen..
Anschrift: D 6,5, D-68159 Mannheim.

Weihe – Gemeinschaft – Sendung

Drei Grundelemente des Ordenslebens

Seit etwa neun Jahren besteht die deutschsprachige Arbeitsgruppe „Theologie des Ordenslebens“: Ordensleute und auch einige Nicht-Ordensleute verschiedener Herkunft und Spiritualitäten treffen sich mehrmals im Jahr, um über theologische Fragen des Ordenslebens zu arbeiten. Nach zwei früheren Symposien¹ fand im Februar 2007 in Würzburg (wiederholt im August 2007 in Vallendar) ein drittes Symposium zur Frage statt, was Ordensleben theologisch eigentlich sei.

Im folgenden gebe ich den dort gehaltenen Grundsatzvortrag überarbeitet wieder.² Er will zur Fragestellung des Symposions anhand von drei Begriffen eine kleine Synthese bieten, wohl wissend, dass alles Denken und alles Erkennen nur Stückwerk ist, insbesondere in Zeiten des Umbruchs.

¹ Das erste im Jahr 2001 in Limburg zum Thema „Refounding“, also zur Frage, ob und wie Orden sich neu gründen sollten; Tagungsband: *Schaupp, K., Kunz, C. E. (Hg.): Erneuerung oder Neugründung? Wie Orden und kirchliche Gemeinschaften lebendig bleiben können*, Mainz 2002; das zweite im Jahr 2004, wiederum in Limburg, zur Frage der lebenslangen Bindung; Tagungsband: *Schambeck, M., Schaupp, W. (Hg.): Lebensentscheidung – Projekt auf Zeit oder Bindung auf Dauer? Zu einer Frage des Ordenslebens heute*, Würzburg 2004.

² Tagungsband: *Gruber, M., Kiechle, S. (Hg.): Gottesfreundschaft. Ordensleben heute denken*, Würzburg 2007. Vorliegender Artikel erschien zuerst in diesem Band, er wurde hier leicht überarbeitet und gekürzt. Wir danken dem Echter-Verlag für die freundliche Abdruckgenehmigung.

Die folgenden Gedanken sind im Ansatz von der Gruppe gemeinsam erarbeitet worden; ich fasse sie zusammen, ergänzt durch eigene Reflexionen.³

1. Zum Wortfeld und zum Ansatz der Begriffe

Zuerst möchte ich die drei Grundelemente oder Grundbegriffe des Ordenslebens vom Lateinischen her übersetzen und das Wortfeld assoziativ und kreativ weiterentwickeln:

1. <i>consecratio</i>	<i>communio</i>	<i>missio</i>
2. Weihe	Gemeinschaft	Sendung
3. aus Gott leben	in Gemeinschaft leben	für andere leben
4. dem Vater zugewandt	einander zugewandt	den Menschen zugewandt
5. Gott begegnen	Gemeinschaft gestalten	für andere dasein
6. Hingabe	Beziehung	Dienst
7. zu Gott	zu Geschwistern	zu Armen
8. zum Himmel	auf Augenhöhe	zur Erde
9. ich	wir	alle
10. vom Vater	im Geist	mit Christus

Nach den lateinischen Ausdrücken der ersten Zeile übersetzt die zweite Zeile wörtlich, in klassischer theologischer Sprache: „Gemeinschaft“ ist auch im säkularen Kontext unmittelbar plausibel und verständlich, obwohl die theologische Fülle des Wortes eigens zu erheben ist; hingegen sind „Weihe“ und „Sendung“ sakrale, genuin theologische Begriffe und bedürfen der Erläuterung.

Die dritte Zeile betont aus dem Paradigma „Leben“ heraus – dem verheißenen Ziel christlichen Daseins, vgl. *Job* 10,10 – die Quellen, Orte, Beziehungsfelder des Ordenslebens. Die vierte Zeile zeigt nochmals die Beziehungsdimension des Ordenslebens über den zugewandten Blick auf: vertikal zum Vater, horizontal „intern“ zu den Schwestern oder Brüdern der Gemeinschaft und „extern“ zu allen Menschen. Die fünfte Zeile stellt über verbale Formulierungen die Dynamik des Ordenslebens heraus: Gott zu begegnen ist die Ursehnsucht aller menschlichen Aktivität; Gemeinschaft will aktiv gestaltet sein, damit sie Zeugnis werde; Dasein für andere, also aufmerksame Gegenwart bei ihnen, Hinweis werden durch gelebtes Leben

³ Der Ansatz wurde verschiedentlich vorgetragen, u.a. beim Kärntner Ordenstag am 13.10.2007 in St. Georgen am Längsee.

ist die erste Weise des Einsatzes für die Menschen: für Arme und Reiche, für Gläubige und Ungläubige, für alle.

Die sechste Zeile geht von der personalen Haltung aus, um über das Sein mit anderen zum Tun für andere zu kommen. Die siebte benennt die Beziehungsdimension des Ordenslebens: nach „oben“ zu Gott, horizontal-gemeinsam mit Mitschwestern und -brüdern, „nach unten“ zu Bedürftigen, Suchenden, Armen. Letzteres ist aber nicht patriarchal zu verstehen als ein „von oben herab“, sondern solidarisch: Ordensleute, obwohl selbst meist nicht wirklich arm, gehen nach unten, um wie Arme bei Armen zu sein. Die achte deutet nochmals anders einen „lokalen“ Bezug an: nach oben zum Ziel aller Sehnsucht und allen Strebens, vertikal zum Mitchristen und Ordensgeschwister, nach unten zum Armen und Gebrochenen, zum Irdischen und Schweren, zur Schöpfung, die als Ganze zur Herrlichkeit der Kinder Gottes befreit werden will.

Die neunte Zeile spielt auf Polaritäten an: zwischen Individuum, partikularem Netzwerk und universaler Reichweite, oder: zwischen Christ, Kirche und Welt. Die letzte Zeile bemüht sich in aller Vorsicht um einen trinitarischen Bezug: Weihe wird meist vom Vater her verstanden, Gemeinschaftsleben pneumatologisch, die Sendung christologisch, insofern Christus in allen und in allem sein wird.

Die Wortfelder sind nicht absolut zu verstehen, sondern als Wortspiele: Keines von ihnen drückt alles aus, jedes ist im guten Sinn einseitig, sie korrigieren, bereichern, ergänzen, überbieten sich gegenseitig. Sie umkreisen das eine und begrifflich nie ganz fassbare Geheimnis christlichen Ordenslebens. Die drei Elemente sind immer in ihrem Zu- und Ineinander zu deuten.

Wie kam die Arbeitsgruppe auf diese drei Begriffe? Ausgehend von den drei evangelischen Räten kam man schnell zur Lebenshingabe oder Weihe: *consecratio*. Evangelische Räte sind die lebenspraktische Form der dauerhaften Hingabe an Gott. Gemeinschaft – *communio* – kam als zweites Element in den Blick: In der heutigen sozialen Zersplitterung und Vereinzelung vieler ist Gemeinschaft ein besonderes Zeugnis; für viele Kandidatinnen und Kandidaten ist es wichtiges Eintrittsmotiv. Ordensleben ist Gemeinschaft, als Teilen zentraler Lebensvollzüge: Wohnen und Arbeiten, Beten und Feiern, Wirtschaften und Altern. Das dritte Element, gleichwesentlich (!), ist die Sendung – *missio*: Ordensleute, auch die so genannten monastischen und kontemplativen, haben von Gott her eine Sendung für Kirche und Welt. Die Gestalten der Sendung mögen sehr unterschiedlich sein und sich im Laufe der Geschichte entwickeln, aber immer inkarnieren sich in ihnen die Charismen der Gemeinschaften und der einzelnen Ordenschristen.

Ohne dies anfangs intendiert zu haben, entdeckte man bald, dass die drei Elemente in ähnlicher Weise im päpstlichen Schreiben *Vita consecrata*⁴ aufgeführt sind. Die dortigen Kapitelüberschriften heißen *confessio trinitatis*, *signum fraternitatis*, *servitium caritatis* – sie meinen in anderer Sprache und Perspektive vergleichbare Inhalte. Was dort eher vom Ideal her beschrieben ist, sollte jedoch im Denken der Gruppe praxisorientierter und auf den deutschsprachigen Kontext bezogen entwickelt werden; man wollte auch die Gebrochenheit und Fraglichkeit der Ordensexistenz deutlicher zur Sprache bringen und als solche belassen.

2. Deutungen und Konkretionen

2.1 Consecratio

Der Mensch sehnt sich nach Gott, unauslöschlich, unaufhaltsam, unendlich. Aus der Sehnsucht heraus sucht der Mensch, Gott zu begegnen. Nun wird die Sehnsucht bisweilen freudig und dankbar als erfüllt erfahren, oft jedoch schmerzhaft als unerfüllt durchlitten. Manche Menschen suchen aus ihrer Sehnsucht heraus, im Ordensleben Gott zu begegnen, denn sie vermuten in diesem einen privilegierten Ort der Gottesbegegnung. Von der Sehnsucht zum Ordensleben: Diesen Weg gehen einzelne Christen individuell-biographisch, ähnlich und vielgestaltig findet er sich in den Gründungsgeschichten der Gemeinschaften.

Das deutsche Wort „Weihe“ bezeichnete ursprünglich ein religiöses Ritual, durch das ein Mensch oder eine Sache mit der Transzendenz in Verbindung kommt, ja aus dem profanen Bereich herausgenommen und einer höheren Kraft geheiligt wird. *Consecratio*⁵ meint bei Tertullian zunächst die Verwandlung des Weins in das Blut Christi, später bezeichnet der Begriff die Jungfrauenweihe, dann auch andere Weihen wie Priester- und Äbtissinnenweihen; er meint zuerst den Akt des Menschen, der sich weiht, dann auch das Tun der Kirche, die jemanden weiht.

Ordenschristen – so deuten wir heute – binden sich in ritueller Lebensweihe für immer an Gott, übergeben sich ihm, stellen ihm ihr Leben zur Verfügung, lassen sich – im Bild gesprochen oder auch rituell – salben und

⁴ Nachsynodales Apostolisches Schreiben „Vita consecrata“ von Papst Johannes Paul II. an den Episkopat und den Klerus, an die Orden und Kongregationen, an die Gesellschaften des apostolischen Lebens, an die Säkularinstitute und an alle Gläubigen über das geweihte Leben und seine Sendung in Kirche und Welt, 25. März 1996.

⁵ Das lat. Verb *consecro* meint ursprünglich ein religiöses Weihen oder Heiligmachen, wodurch etwas *sacer* wird, d.h. dem Göttlichen geweiht, daher unverletzlich, unverbrüchlich.

prägen für eine Zugehörigkeit zum Herrn, machen sich ganz zur Frau oder zum Mann Gottes, wollen Gottes voll werden und ihn verkünden und bezeugen, ja darstellen und ausstrahlen. Im Wortfeld der *consecratio* siedeln sich auch an: „Berufung“, „Gottergriffenheit“, „Christusergriffenheit“, *professio* im Doppelsinn von Gelübde/Hingabe und von Bekenntnis. Der mystische Aspekt des Ordenslebens ist unverzichtbar: ganz in und aus der Beziehung zu Gott leben; sich von ihm durchdringen und durch ihn transformieren lassen; seine An- und Abwesenheit erfahren; seine Nähe und Gnade suchen und erleben, durchleiden und bezeugen, leben und vermitteln.

Das Subjekt der *consecratio* ist ein dreifaches: *Gott* ruft und weiht Menschen – theologisch ist dies die primäre *consecratio*; antwortend weihen *sie* sich Gott; die *Kirche* akzeptiert und weiht sie zum Ordensstand – diese beiden Aspekte sind sekundäre Vollzüge der *consecratio*.

„Weihe“ hat einen Zusammenhang mit – lebenslanger – Bindung und Verpflichtung. Dieser Aspekt der totalen Übergabe ist heute kulturell, psychologisch und theologisch fraglich geworden. Er muss neu gedeutet, begründet und vermittelt werden. Der Verzichtaspekt der *consecratio* darf nicht einfachhin mit dem Gefühl einer höheren Dignität oder dem Verweis auf neue Freuden überspielt werden, sondern man muss ihn gläubig durchleiden und kreativ umsetzen. Die Weihe des Ordenschristen ist kein Mäntelchen, das Würde verleiht, ebensowenig eine Garantieschein, sozial und spirituell abgesichert zu leben, sondern sie ist immer Beziehung, Herausforderung, Engagement, ja Kampf und Leidenschaft – ein Leben lang. *Consecratio* ist zugleich ein Geben und ein Empfangen, also schmerzhaftes Loslassen von Eigenem und beglückendes Annehmen von gnadenhaft Geschenktem. Darin ist sie wahres und christliches Leben.

Die Lebensweihe des Ordenschristen setzt seine Tauf-*consecratio* voraus und sie setzt diese fort, vertieft sie, konkretisiert sie. Christologisch gedeutet, lässt sich der Ordenschrist durch seine *consecratio* in die *consecratio* Jesu hineinnehmen und damit in dessen Lebenshingabe am Kreuz und in den Weg zur Auferstehung. Diese tauftheologischen und christologischen Aspekte ließen sich entfalten und vertiefen.

Gibt es Risiken einer zu intensiv gelebten oder zu exklusiv verstandenen *consecratio*? Wenn die Sehnsucht nach Gott oder nach dem Klosterleben zu einer Flucht aus der Welt führt – das gilt schon für die Eintrittsmotivation –, wenn die intensive Hingabe an Gott zu Weltfremdheit oder gar zur Leugnung von Realität führt, wenn die Weihe ein Bewusstsein der Herausgehobenheit fördert oder gar ein Herabschauen auf andere ..., in diesen und

manchen anderen Situationen wird Ordensleben einseitig, verfehlt, unmenschlich, unchristlich. Wie in allem, bedarf es der klugen Unterscheidung der Geister und der klaren Ausrichtung auf das Evangelium.

2.2 *Communio*

Das Zweite Vatikanische Konzil hat eine ausführliche *Communio*-Ekklesiologie entwickelt, die man für die Ordenstheologie fruchtbar machen sollte. Ordensgemeinschaft *ist* kirchliche *communio*, mit allen der Kirche immanenten theologischen Gehalten. Die *communio* sowohl der universalen wie der lokalen Kirche konkretisiert und verlebendigt sich in Ordenskonventen, selbstverständlich nicht exklusiv, sondern als *eine* Verleblichung unter zahlreichen anderen.

Ordensgemeinschaft kann man nach verschiedenen Modellen deuten und leben: Das Modell Freundschaft betont die freie und gewählte Beziehung, die auf gegenseitige Sympathie und auf gemeinsame Projekte gegründet ist. Doch inwieweit ist Freundschaft verbindlich – oder ist sie jederzeit kündbar? Das Modell Familie ist anders: Man wählt einander nicht frei, sondern ist zusammengeworfen durch – göttliche – Fügung. Verschiedene Generationen, oft auch verschiedene Kulturen wohnen zusammen, mit allen daraus resultierenden Spannungen und allen darin liegenden Chancen. Blutsbande verheißen und erheben den Anspruch, unverbrüchlich und unkündbar zu sein. Ist Ordensleben Freundschaft oder Familie? In Anteilen ist es wohl beides und zugleich etwas eigenes Drittes: Das Eigene liegt u.a. darin, dass diese *communio* vorrangig und ausdrücklich als von Gott gegründet gesehen wird und immer auf Gott bezogen bleibt. Die Akzente der einzelnen Ordensfamilien werden durchaus verschieden sein: Benediktinisches Mönchtum versteht sich wohl eher im Modell der Familie, franziskanische oder ignatianische Gemeinschaft mehr als „Freundschaft im Herrn“.

Ordensleben ist immer zugleich Einsamkeit – soziologisch gesehen ist man *single* und man bleibt es – *und* Beziehung, also freundschaftlich-familiares Verbundensein. Diese beiden Momente sind paradoxal aufeinander bezogen, sie müssen zueinander vermittelt, ineinander integriert und geistlich und apostolisch fruchtbar gemacht werden.

Die Ansprüche, die heute an das Gemeinschaftsleben gestellt werden, sind höher als früher und oft unerfüllbar hoch. Manche Ordensmitglieder erwarten von den anderen ein Maß an Zuwendung, das sie selbst ihnen gegenüber nicht erfüllen – ohne dass sie selbst diesen Widerspruch bemerken. Solche Quellen der Frustration gibt es zahlreiche. Damit Gemein-

schaftsleben gelingt, sollte man nüchtern und ehrlich die Wirklichkeit mit den Idealen in eine kreative Beziehung bringen; immer bereit sein, mehr zu geben als von anderen zu erwarten; in einen wirklich geistlichen Austausch eintreten; von anderen im selben Maß Gutes bekommen wollen wie bereit sein, ihre Mängel zu ertragen; sich selbstlos für das größere Ganze verfügbar machen. Wie Ordensgemeinschaft konkret gestaltet wird, ist zwischen Männer- und Frauengemeinschaften und ebenso zwischen den verschiedenen Ordensstypen unterschiedlich. Die Vielfalt führt dazu, dass man wenig allgemein gültige Regeln findet. Jede Gemeinschaft muss im Hören auf den Geist und in kluger Unterscheidung ihren Stil finden, ihre Grenzen akzeptieren und ihre Chancen nutzen.

Christologisch kann man ergänzen, dass Jesus selbst eine zwar noch wenig strukturierte und in vielem fließende, aber in einigen wesentlichen Zügen doch beinahe ordensähnliche Gemeinschaft von Frauen und Männern um sich scharte. Diese ist Ur- und Vorbild für die *communio* der Ordensleute, die in Christus und durch Christus sowohl zusammengerufen wie ausgesandt werden. Im Letzten ist die *communio* der Ordensleute trinitarisch verwurzelt: In Gott ist Beziehung und Gemeinschaft. Ordenschristen werden, wenn sie Gemeinschaft leben, durch dieses göttliche Beziehungsgeschehen geprägt und in es hineingenommen.

Welches ist das Risiko einer zu intensiv oder falsch gelebten *communio* der Ordensleute? Wenn man *communio* zu eng nach dem lateinischen Ursprung (*cum muniolmoenia*, d. h. gemeinsam innerhalb des Grenzwalls, der Stadtmauer) versteht oder sie entsprechend lebt, schließt sich die Kommunität oder der Konvent von den Wirren der bösen Welt ab, wird zum Selbstzweck, zum Wohlfühlort, zur Fluchtburg, zur Stadt, die weder auf dem Berg liegt noch leuchtet. Wenn man sie umgekehrt zu funktional oder zu individuell lebt und zu sehr für alle Welt öffnet, wird sie zum Pilgerhospiz oder zum Ledigenwohnheim, zum Sanatorium oder zur spirituellen und sozialen Versorgungsanstalt. Ist es ungerecht, wenn man die Gefahr des ersten Extrems eher bei Frauen, die des zweiten eher bei Männern oder auch die des ersten eher bei monastischen, die des zweiten eher bei apostolischen Gemeinschaften vermutet? *Communio* braucht, um zum Zeugnis zu werden, die gut ausbalancierte – klug „unterschiedene“ – Dialektik von Nähe und Distanz, von Drinnen und Draußen, von Abgrenzung und Öffnung, von Selbstsein und Für-andere-Sein.

2.3. *Missio*

Die Sendung der Orden könnte man allgemein so umschreiben: Gottes Nähe und Güte leben und bezeugen; Orte des Heiligen freihalten und pflegen; die Menschen an diese Orte einladen.

Von dieser allgemeinen Bestimmung ist die spezifische Sendung einer bestimmten Ordensgemeinschaft zu unterscheiden, von dieser wiederum die konkrete Sendung einer Kommunität und schließlich die Sendung der einzelnen Ordensfrau und des einzelnen Ordensmannes. Auch diese immer konkreteren Sendungen sollte man nicht zu schnell ausschließlich von der Arbeit her verstehen, sondern sie eher von ihren inneren Anliegen, ihrem Charisma her zu bestimmen suchen.

Die Vielfalt der Ordensgemeinschaften ist in diesem dritten Element der *missio* wohl am größten und am wenigsten übersehbar. Dass nur die so genannten tätigen oder missionarischen Orden eine Sendung hätten, die monastischen oder kontemplativen jedoch nicht, wäre eine neuzeitliche Verengung der Perspektive auf die Arbeit. Nein, jede Gemeinschaft empfängt vom Herrn eine Sendung, sei es die einer vorrangig verkündigenden oder karitativen Arbeit, sei es die einer vor allem intern gelebten Geschwisterlichkeit, sei es die der Gastfreundschaft oder die des Zeugnisses und des Gebets – und einige dieser Anliegen werden meist in dieser oder jener Weise verknüpft.

Auch die Sendung der Ordensleute kann sich in verschiedenen theologisch-sozialen Modellen ausdrücken: Ein erstes Modell wäre das der Urgemeinde oder der Stadt auf dem Berg; eine Ekklesiologie der Nachkonzilszeit sprach von der „Kontrastgesellschaft“. Diese neue Stadt ist ein eigenes Sozialgefüge – eine „Institution“ –, dezidiert unterscheidet sie sich von der „Welt“ und sondert sich in gewissem Maß von ihr ab. Sie lebt vorbildlich die Werte des Reiches Gottes, leuchtet so in die Finsternis hinein, lockt die Menschen an, begeistert sie, verwandelt sie. So verstehen sich am deutlichsten Benediktinerinnen und Benediktiner, deren Klöster übrigens oft auf Bergen liegen. Ein zweites Modell wäre das der urchristlichen Wanderapostel, die von Ort zu Ort ziehen, missionieren, predigen, heilen, bestehende Gemeinden stärken und neue aufbauen. Ergänzen könnte man dieses Modell durch das Bild des Weizenkorns, das in die Erde fällt und stirbt und reiche Frucht bringt. Dies ist das Modell der Bettelorden, der ignatianischen Gemeinschaften, auch der modernen Missionsorden. Ein drittes Modell wäre das des Sauerteigs: Einzelne oder kleine Gruppen gehen hinaus und mischen sich unter die große Schar, sie dringen – oft unsichtbar – ein

in die Masse, gehen darin auf, durchsäuern und verwandeln sie. So verstehen sich viele Säkularinstitute, wohl auch die Kommunitäten der Kleinen Brüder und Schwestern und manche Gemeinschaft von Arbeiterpriestern. Weitere Modelle und Bilder wären anzufügen und selbstverständlich zahlreiche Zwischenformen und Neuansätze.

Ordensfrauen und -männer sind in Kirche und Welt gesandt. *Wie* wirken sie? Der Aspekt des Lebenszeugnisses, so kann man allgemein sagen, ist wichtiger als der der sachlichen Arbeit, denn diese könnte meist ebenso gut und bisweilen kompetenter und effizienter von anderen erledigt werden. Was für die Sendung zählt, ist das *Wie* und der Stil, also die *caritas* in allem Tun, mehr als das *Was* und die Professionalität und die Effizienz. In der Nachkonzilszeit entdeckte und förderte man die professionelle Arbeit des Einzelnen, bewertete sie jedoch in der Folge vielerorts zu hoch, auf Kosten des Gemeinschaftslebens und des spirituellen Lebens. Heute könnte man als Ziel formulieren: Ordensleute arbeiten auf hohem fachlichen Niveau, allerdings wenn möglich miteinander und gemeinsam mit anderen, in einem kooperativen, kommunikativen, geistgeleiteten Stil, mit Methoden des Reiches Gottes und auf dessen Ziele hin. Dadurch bilden sie einen „apostolischen Leib“, der als ganzer wirkt und zum Zeugnis wird.

Die Sendung der Orden ist eine Sendung „nach unten“: zu den Armen und Bedürftigen, zu den Kaputten und Ausgestoßenen, zu den Kranken und Leidenden, zu den Sündern und Ungläubigen, allgemein zu denen, die vom Reich Gottes und seinen Schätzen am weitesten entfernt sind. Die Frage, ob dieser Grundsatz immer und für alle Ordensleute gilt, wird kontrovers diskutiert. Weil allerdings Jesus sich bevorzugt zu den Armen und Sündern gesandt sah und in seiner grenzenlosen *compassio* so weit ging, dass er sein Leben für sie hingab, werden auch die, die ihm eng nachfolgen, diese Stoßrichtung seiner Sendung teilen wollen und teilen müssen: nach unten zu gehen, mitleidend mit den Kleinen und Armen, in einer totalen Hingabe, die Verzicht und Schmerzen auf sich nimmt und sie durchleidet, mit der Bereitschaft, zuletzt sein Leben einzusetzen – sollte der Herr dieses fordern.

So findet die Sendung der Ordensleute zuletzt ihr christologisches und trinitarisches Fundament: Der Vater sendet im Heiligen Geist den Sohn in die Welt, damit dieser sein Liebeswerk rette und vollende; die Ordensfrau und der Ordensmann wissen sich, Christus nachfolgend und *mit* ihm gehend, in diese Sendung des Sohnes in die Welt und für das Heil der Welt hineingenommen.

Auch hier die Frage nach den Risiken einer fehlgeleiteten *missio*: Die Gefahr der Überbewertung der Professionalität wurde schon angedeutet.

Überhaupt neigen viele Ordensleute zum *workoholism*: In ihm zeigen sich falsch verstandene *caritas*, spirituelle oder menschliche Leere, depressive Persönlichkeitsanteile oder der Zeitgeist des Leistungs- und Machtdenkens. Und wenn derzeit Ordensleben fast überall schrumpft, laufen die Gemeinschaften als ganze Gefahr, zu viele Aufgaben zu lange festzuhalten – was individuell gilt, findet sich sozial wieder, meist mit denselben Motiven. Gefährlich ist auch, das Selbstwertgefühl und die gegenseitige Wertschätzung zu stark an der Arbeitsleistung oder an Ämtern festzumachen – eine Quelle von Minderwertigkeits- oder Superioritätsgefühlen, von Neid, Eifersucht, Verachtung, Konkurrenzdenken Auch hier bedarf es der klugen Unterscheidung über das Maß und die Auswahl der Aufgaben und vor allem der Achtung der Person, unabhängig von allen Begabungen, Leistungen, Erfolgen.

3. Das Zueinander und Ineinander der drei Elemente

Bei der Einzelbeschreibung der Elemente klangen verschiedentlich schon Bezüge zu den jeweils anderen an. Über ihre Verschränktheit und wechselseitige Bezogenheit sei knapp einiges ergänzt:

Consecratio geschieht nicht individualistisch und einsam, sondern in der *communio* und auf sie hin. Man gelobt die Evangelischen Räte zusammen mit anderen und auf eine Gemeinschaft hin. Evangelische Armut bedeutet *Gütergemeinschaft*, Gehorsam will Einbindung in eine konkrete, hierarchisch strukturierte Gemeinschaft, Keuschheit heißt Verzicht auf Ehe und Familie zugunsten einer Lebens- und Dienstgemeinschaft von Schwestern oder Brüdern. *Consecratio* kann human und christlich nur in aktiver, geschwisterlicher Kommunikation vollzogen werden.

Consecratio geschieht auch immer auf eine *missio* hin, und sei es die des Zeugnisses und des Gebets. Heil ist immer sozial vermittelt: Daher wird man mit anderen und für andere geweiht, niemals isoliert zum eigenen Heil – so eine der Verengungen vorkonziliarer Ordenstheologie.

Communio ist kein Selbstzweck. Wie angedeutet, gilt es dem aufgrund der gegenwärtigen sozialen Zersplitterung aufkommenden und allzu postmodernen Bedürfnis nach Wohlfühlgruppen zu widerstehen. Vielmehr ist *communio* auf Hingabe – darin liegt die *consecratio* – und Dienst – *missio* – hingeordnet, sie lebt aus diesen und findet in ihnen ihr Maß und ihr Kriterium! Als Ganze lebt die *communio* eine *consecratio*, und diese findet in den Evangelischen Räten ihren Ausdruck: Nicht nur der einzelne lebt arm, keusch und gehorsam, sondern die Gemeinschaft – es ist offensichtlich, dass

die Armut für manche Ordensgemeinschaft eine bedeutende Herausforderung darstellt ...

Missio verwirklicht sich in der *communio* und macht diese, wie schon bemerkt, zum „apostolischen Leib“. *Missio* ist nicht nur und nicht vor allem Arbeit, sondern selbst Ruf, Hingabe, Zeugnis, Lebensweihe, also *consecratio*, und das in gemeinschaftlicher Form.

Theologisch verbinden kann man die drei Elemente oder Pole im Begriff der *Ganzhingabe*. Ordensleben geht mit Christus in die Selbstentäußerung der Passion und in das Erhöhtwerden der Auferstehung mit: *descensus* und *ascensus*. Ordensleben nimmt – symbolisch und immer gebrochen, d. h. verhüllt-enthüllend – das Reich Gottes „eschatologisch“ vorweg, indem es mit Christus der Welt in Gott hinein stirbt und mit ihm neues und vollendetes Leben darstellt. Diese Ganzhingabe an Gott wurde früher einseitig statisch und individualistisch, also als *status (perfectionis)* des Einzelnen gesehen. Heute ist deutlich, dass wir sie nur prozesshaft – als Lebensprozess – und als Beziehungsgeschehen deuten dürfen: personal und gemeinschaftlich.

Der individuell-biographische Zugang zum Ordensleben kann vielfältig und über jedes der drei Elemente gefunden werden: Der eine ist zuerst motiviert über seine Gotteserfahrung (*consecratio*); die andere wird angezogen durch die Aufgaben des Ordens (*missio*); wieder andere suchen zuerst Gemeinschaft (*communio*). Jeder und jede wird jedoch im Prozess der Integration in den gewählten Orden und in seinen Geist die noch fehlenden oder zu wenig entwickelten Elemente entdecken und fruchtbar zu machen suchen.

Zuletzt sei das *Gebet* angesprochen, nicht als weniger wichtig, sondern im Gegenteil als ein Höhe- und Zielpunkt des Gedankengangs: Das Gebet verbindet und integriert die drei Pole, indem es die Ausrichtung auf Gott und seine Gnade fördert, realisiert und bezeugt. Durch das Gebet zeigen die Ordensfrau, der Ordensmann und ebenso ihre versammelte Kommunität, dass Gott allein wirkt: *Er* führt die zum Ordensleben Berufenen zur *Gemeinschaft* und *weiht* sie zur *Sendung*. Betende Ordenschristen schauen – einzeln und gemeinsam – auf Gott, sie lassen sich von Gott führen und wandeln, sie lassen Gott, gleichsam durch sich hindurch, wirken und heilen und vollenden.

4. Was leben Ordenschristen, was leben alle Christen?

Leben nicht alle Christen *consecratio*, *communio* und *missio*?! Schon die Taufe ist, wie wir sahen, erste und fundamentale *consecratio*; ebenso sind

kirchliche „Stände“ wie Ehe, Priestertum, Jungfrauenstand mit einer *consecratio* verbunden. Außerdem gehört zu jedem Christsein wesenhaft *communio*: in der Familie, in Freundschaften, in der Gemeinde, in der Kirche; die intensivste unter Menschen mögliche Gemeinschaft, die Ehe, kann man gar als *das* Sakrament der *communio* verstehen. Schließlich erhält jeder Christ und jede Christin eine *missio*: Alles christliche Dasein ist Nachfolge des Herrn, alle Christen haben Aufgaben in Kirche und Gesellschaft.

Was aber kann nach dieser Feststellung noch das *proprium* – das Unterscheidende oder das Wesentliche – des Ordenslebens in Bezug auf andere christlichen Lebensformen sein? Die Arbeitsgruppe Ordenstheologie beschäftigte sich anfangs öfters mit dieser Frage, später verlor sie etwas an Bedeutung. Das *proprium* oder – diese Frage wird häufig gestellt – die Exklusivität, ein „objektiver Mehrwert“ des Ordenslebens, ist kein zentrales Thema, an dem man sich abarbeiten sollte. Dennoch seien einige Bemerkungen dazu angefügt:

Das *proprium* des Ordenslebens liegt weniger in seinem Ideal, seinem „Geist“ oder seinem „Gehalt“, also in der irgendwie besonderen oder gar intensiveren, radikaleren, höherwertigen Nachfolge Christi. Es liegt vielmehr in *dieser* Realisierung des Ideals, in *dieser* Verleiblichung des einen christlichen Geistes, in *dieser* Weise, Christus nachzufolgen und für Gottes Güte Zeugnis zu geben, in *dieser* Gestalt von *consecratio*, *communio* und *missio*. Will man nun diese eigene Gestalt beschreiben, verweist man am besten auf die Evangelischen Räte: Armut, Keuschheit und Gehorsam, in der den Orden eigenen Form,⁶ sind das – institutionalisierte – Gestaltungsprinzip, nach dem die Ordensleute *consecratio*, *communio* und *missio* leben.

Ordensleben ist *eine* Verleiblichung oder Gestalt christlichen Geistes *unter anderen*. Diese eine Gestalt ist nicht radikaler, „höher“, mehr wert als die anderen, sondern *anders*. Alle Christen sind zur Vollkommenheit berufen.⁷ Wenn man die heikle Frage nach einem objektiven theologischen

⁶ Wenn man einwendet, dass doch alle Christen – zumindest in einem übertragenen Sinn – die Evangelischen Räte leben, so ist wiederum darauf hinzuweisen, wie Ordensleute die Räte leben: Armut als individuelle Besitzlosigkeit und völlige Gütergemeinschaft; Keuschheit als Ehelosigkeit und sexuelle Enthaltbarkeit in gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaft; Gehorsam als apostolische Verfügbarkeit oder monastische Einbindung, in geistgeleiteter Hierarchie.

⁷ Das Zweite Vatikanische Konzil blieb hier unentschieden: Einerseits übernimmt es in Ansätzen die alte Lehre vom Vorzug des Ordensstandes, andererseits überwindet es sie in der Lehre von der Berufung aller Christen zur Vollkommenheit; das Konzil selbst ist hier wohl uneinig. Diese Unentschiedenheit lässt sich in den Dokumenten aufzeigen. Sie führte dazu, dass sich später beide Ansätze auf das Konzil berufen konnten, und wurde so zu einer Quelle nachkonziliarer und gegenwärtiger Polarisierung.

Vorzug – einem *magis* – des Ordenslebens vor anderen „Ständen“ stellt, wird vorsichtig zu antworten sein:

In einigen Aspekten, wenn Ordensleute sie ernst leben, mag in der Tat ein *magis* liegen. Beispielsweise liegt in der zölibatären Lebensform für die „Welt“ *prinzipiell* eine Provokation,⁸ die in allen Epochen und Kulturen zum Zeugnis werden kann; auch lässt die ehelose und gemeinschaftliche Lebensweise im Prinzip mehr Raum für Gebet und apostolische Verfügbarkeit, beides wesentliche Elemente der intensiven Nachfolge. Theologisch wäre zu sagen, dass das Ordensleben den eschatologischen Aspekt christlicher Existenz stärker als andere Lebensformen realisiert. In den Verzichteten der Evangelischen Räte lebt man in irdischer Lebenszeit schon deutlicher jenes Loslassen und Sterben, das am Ende des Lebens, beim Heimgang in das Reich Gottes, jeder Christ und jede Christin zu realisieren hat: allen Besitz, den Partner, die Partnerin und die Familie und ebenso den freien Willen, die Verfügung über die Lebensgestaltung hat man im Tod in die Hand Gottes zurückzugeben. Ordensleben ist in diesem Sinn ein Sterben der Welt und ein Vorscheinen des Reiches Gottes.

In anderen Aspekten muss man allerdings ein *minus* des Ordenslebens konstatieren, also einen objektiven theologischen Nachteil! Beispielsweise fehlt die liebevoll-radikale, auch körperliche Bindung an *eine* Person, mit der man *ein Fleisch* wird und für die man sich verantwortlich weiß, bis zur Scheidung des Todes; ebenso fehlt die leibliche Fruchtbarkeit – beides in der Schrift immerhin als erster Auftrag des Schöpfers an die Menschheit verankert! Theologisch ist zu sagen, dass – stärker als das Ordensleben – das Leben in Ehe und Familie den *inkarnatorischen* Aspekt christlicher Existenz realisiert: Dieses christliche Dasein senkt sich bis hinein ins Fleisch, wird dort Realsymbol der Liebe, letztlich der Liebe Gottes zum Menschen – die Ehe ist im Gegensatz zu den Ordensgelübden ein Sakrament – und zeugt dort neues, geschenktes, aufblühendes Leben.

Somit bleiben ein *magis* und ein *minus* des Ordenslebens. Werden sie sich ausgleichen und damit aufheben? Man wird wohl eine bejahende Antwort geben. Doch schon im Vergleichen liegt ja Unseliges! Man sollte das Bewerten menschlicher Existenz besser dem Schöpfer und Herrn aller Dinge überlassen. Die wichtigste Aussage bleibt: Ordensleben ist eine eigene und *andere* Weise christlicher Existenz.

⁸ Relativierend ist zu ergänzen, dass in gegenwärtiger Kultur auch die christliche Ehe provoziert und darin zum Zeugnis werden kann.

Nun wird allerdings eingewandt, dass das Ordensleben *in seiner Struktur* eine größere Nähe zu Jesus hat, insofern Jesus sicherlich ehelos, vermutlich recht arm und ausdrücklich dem Willen des Vaters gehorsam lebte, insofern er außerdem, wie wir sahen, eine aus Jüngerinnen und Jüngern bestehende Gemeinschaft um sich scharte, die sich durch individuelle Berufung und personale Jesus-*Beziehung* der Mitglieder formte, die einige ordensähnliche Züge hatte und deren Mitglieder zu ausdrücklichen apostolischen Diensten gesandt wurden. Diese größere „strukturelle“ Nähe des Ordenslebens zur Lebensform Jesu⁹ – so ist auf den Einwand zu sagen – beinhaltet allerdings keine theologisch „höhere“ Qualität. Denn nirgends sagt die Schrift, dass die Lebensform Jesu ein besonders hohes Gut und daher als solche nachahmenswert sei. Christliches Leben ist ja nicht *imitatio* Jesu oder seiner Jüngerschar oder deren Sozialstruktur, sondern *sequela*, Nachfolge Christi, also Übernahme und Realisierung seiner Werte und Ideale wie Glaube, Hoffnung und Liebe, wie *consecratio*, *communio* und *missio*, wie Barmherzigkeit und Wahrhaftigkeit, Treue und Gerechtigkeit ...

Nach dieser Betrachtung „objektiver“ oder „struktureller“ Merkmale ist es Zeit, zur „subjektiven“ oder personalen Ebene zu kommen. Diese ist theologisch die wichtigere: Jeder Christ und jede Christin soll seine bzw. ihre Gestalt der Nachfolge finden, nach dem individuell ergangenen und subjektiv gehörten Ruf, in dem „Stand“ und in der Weise von *consecratio*, *communio* und *missio*, die Gott für diese Person will, mit dem größtmöglichen Maß an persönlicher Nähe zu Jesus Christus. Darin sollen er und sie die persönliche Vollkommenheit leben, also – wenn man das so nennen will – das subjektive *magis*; da dieses ein personales ist, ist es „höher“ als das vermeintliche oder tatsächliche „objektive“ *magis* eines „Standes“. Aus persönlicher Berufung und gelebter Gottesbeziehung heraus sind alle Christen eingeladen, sich zu heiligen und zu vervollkommen, in vielfältigen Formen und Gestalten, mit Respekt voreinander und gegenseitiger Wertschätzung.

5. Ordensleben im heutigen sozialen und kirchlichen Kontext

Einige Bemerkungen seien darüber angefügt, was Ordensleben im gegenwärtigen sozialen und kirchlichen Kontext bedeuten kann:

Ordensleben könnte noch mehr zum prophetischen Zeichen werden: für den Primat des Geistigen in einer immer stärker ökonomisierten Welt; für

⁹ So kann man wohl auch das *melius ac beatius* deuten, das das Trienter Konzil (DH 1810) für den Stand der Jungfräulichkeit festlegt.

das Lebensrecht der Armen in einer Weltgesellschaft mit immer größerem Konsum einiger weniger; für die Würde des Geschlechtlichen in einer Kultur zunehmender sexueller Ausbeutung; für die Wertschätzung alter Menschen im derzeitigen Jugendkult; für christliche Demut und Hingabe gegen den Narzissmus der Zeit; für den Vorrang der Gnade gegen den der Strukturen und der Macht – all das sowohl in die Kirche wie in die „Welt“ hinein. Diese prophetische Sendung ist allerdings immer zu erkämpfen und bisweilen wird das Zeichen das Bezeichnete mehr verdunkeln als erhellen. So bieten etwa die großen apostolischen „Werke“ der Orden – ihre Bildungs-, Sozial- und Seelsorgseinrichtungen – einerseits unschätzbare apostolische Chancen, indem sie den Geist ihres Ordens und letztlich den christlichen Geist *inkarnieren*, ihn leben und ihn dadurch der Welt vermitteln. Andererseits können genau diese Werke gegenteilig wirken, denn der Druck der Ökonomisierung, des – globalisierten – Wettbewerbs, des Konsumdenkens, des Jugendkultes usw. ergreift auch diese Einrichtungen und droht, ihre Werte zu verändern und ihr christliches Zeugnis zu verdunkeln.

Ordensleben könnte noch deutlicher eine *geistliche* Entscheidungsfindung und Leitung praktizieren und so zum Modell für andere Sozialformen christlicher Existenz werden. Ordensgemeinschaften würden prophetisches Zeichen für das Wirken des Geistes werden, vor allem in eine Kirche hinein, die allzu oft nach bürokratischen und finanziellen Kriterien oder nach solchen politischer Opportunität entscheidet.

Ordensleben kann in Zeiten postmoderner Oberflächlichkeit und Beliebigkeit zum Zeichen christlicher Ganzhingabe werden: Die Ordensfrau und der Ordensmann binden sich ganz an ein Engagement für Gott und für die Menschen. Die lebenslange Bindung ist Verzicht auf Freiheit und zugleich Realisierung von Freiheit – darin ähnlich der Priesterweihe, der Jungfrauenweihe und der Ehe.

Ordensleben zeigt, wie Menschen verschiedener Generationen und unterschiedlicher Nationen und Kulturen miteinander leben und arbeiten können – in einer Zeit der sozialen Zersplitterung, in der viele Menschen nur mit der eigenen Generation verkehren und die soziokulturellen Milieus sich verstärkt voneinander abschotten. Miteinander zu leben, einander zu tragen und zu ertragen, ist ein Zeugnis der Liebe und der Einheit, selbst wenn das Miteinander Zeit und Energie kostet, die bisweilen dem Apostolat abgehen.

Ordensleben nimmt einerseits persönliche Gebrochenheit und Scheitern an und versucht, dieses in einen persönlichen und gemeinschaftlichen Lebensentwurf zu integrieren. Andererseits lehrt es, Widerstände und Kri-

sen auszuhalten, sie durchzuhalten und durchzuleiden, sich an ihnen abzu-
arbeiten und durch sie zu reifen und das als Zeichen wider den Zeitgeist,
der bei Problemen allzu schnell aufgibt und ausweicht. Selbstverständlich
müssen der Ordensmann und die Ordensfrau – auf ihre jeweilige Weise –
die Kunst der Unterscheidung zur Frage einüben, wann in der Krise man
kämpfen und durchhalten und wann man das Scheitern zulassen und an-
nehmen soll. Ordensleben weiß sich im Scheitern und im Gelingen mit
Jesus Christus verbunden, der durch sein Scheitern hindurch den Weg in
die Vollendung Gottes vorausgegangen ist.

„Vita religiosa semper reformanda ...“

Die Erneuerung der Orden nach dem Zweiten Vatikanum und der Wiener Diözesansynode – eine Relecture

Am 28. Oktober 1965 verabschiedete das Zweite Vatikanische Konzil (1962–65) das Dekret über die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens „Perfectae caritatis“ mit 2.321 Ja- gegen vier Nein-Stimmen. In ihm wird festgehalten, dass bei jeder Anpassung die geistliche Erneuerung das Wesentliche ist. Und es werden Grundsätze angegeben, die bei dieser Erneuerung und Anpassung zu beachten sind. Zur Umsetzung der vom Konzil angeregten Reformen fand in der damals neu errichteten Konzils-Gedächtniskirche in Wien-Lainz von 1969 bis 1971 die Wiener Diözesansynode statt. Im Folgenden dokumentieren wir aus dem Handbuch der Synode das letzte Kapitel, das sich dem „Dienst der Orden“ widmet, sowie einleitende Bemerkungen von Prof. Christine Gleixner FvB, von Anfang an engagierte Mitgestalterin dieses Erneuerungsprozesses. Manche dieser Vorgaben scheinen noch nicht eingelöst. „Vita religiosa semper reformanda“: die Erneuerung des Ordenslebens ist eine bleibende Aufgabe.

1. Dem Zweiten Vatikanum verpflichtet

Die wesentlichen Punkte einer „zeitgemäßen Erneuerung des Ordenslebens“ nennt das Ordensdekret „*Perfectae caritatis*“ in Nr. 2: „Alle Institute sollen am Leben der Kirche teilnehmen und sich entsprechend ihrem besonderen Charakter deren Erneuerungsbestrebungen – auf biblischem, liturgischem, dogmatischem, pastoralem, ökumenischem, missionarischem und sozialem Gebiet – zu eigen machen und sie nach Kräften fördern“ (2c).

„Die Institute sollen dafür sorgen, dass ihre Mitglieder die Lebensverhältnisse der Menschen, die Zeitlage sowie die Erfordernisse der Kirche wirklich kennen, damit sie die heutige Welt im Licht des Glaubens richtig beurteilen und den Menschen mit lebendigem apostolischem Eifer wirksamer helfen können“ (2d).

„Da das Ordensleben durch die Verpflichtung auf die evangelischen Räte vor allem anderen auf die Nachfolge Christi und die Vereinigung mit Gott abzielt, ist ernst zu bedenken, dass auch die besten Anpassungen an die Erfordernisse unserer Zeit ohne geistliche Erneuerung unwirksam bleiben; diese hat darum bei aller Förderung äußerer Werke immer das Wesentliche zu sein“ (2e).

Und in Nr. 4 heißt es: „Zur wirksamen Erneuerung und echten Anpassung ist die Zusammenarbeit aller Mitglieder eines Institutes unerlässlich.“

Bereits 1966 kündigte der Erzbischof von Wien, Franz Kardinal *König*, eine Wiener Diözesansynode an, um „die wichtigen Ergebnisse der 2. Vatikanischen Kirchenversammlung von der Weltkirche auf die Diözesan- und Pfarrebene zu transponieren“. Kardinal König charakterisierte den jahrelangen Vorgang der Vorbereitung und Durchführung der Wiener Diözesansynode so: „Wir haben in der Synode unseren Blick nach vorne gerichtet, nach dem Morgen unserer Kirche. Wir haben aber dabei nicht vergessen, dass wir verwurzelt bleiben in der Überlieferung des Glaubens unserer Kirche, die aufgebaut ist auf dem Eckstein Jesus Christus, aufgebaut auf dem Fundament der Apostel. Wir hatten unseren Blick auf das begrenzte Gebiet unserer Diözese gerichtet, ohne dabei die Verbindung mit der Gesamtkirche aus dem Auge zu verlieren.“

Im Rahmen dieses Vorgangs fand auch das intensive Bemühen statt, das Konzilsdokument „*Perfectae caritatis*“ in den konkreten Kontext der Wiener Diözesansynode einzubringen.

Die Befassung mit dem Konzilsdokument und die darin genannten Aufgaben der Erneuerung führten dazu, dass das Jahrestreffen der Ordensoberen ab 1966 eine Erweiterung im Programm durch die Einführung eines „Theologischen Tages“ erhielt und dazu bald nicht nur höhere Ordensoberen, sondern alle Ordensleute, Ordensmänner und Ordensfrauen, herzlich eingeladen wurden. Die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens, wie sie das Konzil einforderte, gab reichlich Anregung für die Gestaltung des „Österreichischen Ordensstages“.

Eine Durchsicht der seit 1966 behandelten Themen zeigt, wie sehr sich die Vorbereitungsgruppe für den Österreichischen Ordensstag bis heute dieser Aufgabe verpflichtet weiß und Kernfragen des Ordenslebens, der Spiritualität, der Liturgie, der Heiligen Schrift und der Gesellschaft durch maßgebende Referenten und Referentinnen darlegen lässt, die dann mit der konkreten Situation der Orden in Österreich reflektiert werden.

Als Zeitzeugin von der ersten Stunde an kann ich sagen, dass es ein wertvoller Lernprozess ist, immer wieder neu auf die Stimme des Geistes im Heute und seine Wegweisung in das Morgen zu hören.

Christine Gleixner FvB

2. Noch immer gültig – Die Wiener Diözesansynode zum Dienst der Orden

a) Einleitung zum Kapitel 3: „Der Dienst der Orden“

Alle Menschen, die in der Kirche leben oder mit ihr in einen lebendigen Kontakt kommen, sind aufgerufen, sich mit Jesus Christus vertrauensvoll und entschieden auf dieses Leben in der Welt und das darin anwesende Geheimnis Gott einzulassen. Von diesem Angebot betroffen, schließen sich in der Kirche immer wieder sowohl Männer wie Frauen zu einem gemeinschaftlichen Leben zusammen.

Unter diesen Gruppierungen haben die Ordensgemeinschaften eine eigene Lebensform entwickelt: Im Glauben an Jesus Christus versuchen deren Mitglieder ihr Sein nach den so genannten „Evangelischen Räten“ zu gestalten. Sie wollen frei und verfügbar sein für die Verwirklichung der Botschaft Jesu in der jeweiligen Zeit. Sie lebten und leben ehelos: So können sie mit Menschen gleicher oder ähnlicher Berufung gemeinsam leben und handeln. Im Geiste Jesu versuchen sie, persönlich anspruchslos, ihre Mitmenschen an ihren geistigen und materiellen Gütern soweit wie möglich teilhaben zu lassen („Armut“). Und sie sind bereit, ihre persönlichen Einsichten und Fähigkeiten dem gemeinsamen Dienst zur Verfügung zu stellen („Gehorsam“).

So wie sie nämlich etwas von der Freiheit des Glauben-, Hoffen- und Liebenkönnens erfahren, wollen sie ihren Mitmenschen dienen, indem sie an der Vollendung der Welt wie an ihrer Befreiung von aller Knechtschaft mitwirken. Ihr Leben und Wollen schafft ihnen nicht nur Freude, sondern bringt sie auch oft genug in Gegensatz zu bestehenden Ansichten, Verhaltensweisen und Einrichtungen in der Kirche und in der Welt. Gleichzeitig erfahren sie leidvoll die eigene Begrenztheit und das Ungenügen ihres Einsatzes. Im Vertrauen auf den verborgenen und zugleich wirksamen Gott erhoffen sie trotzdem ein Gelingen.

Wenn auch den Ordenschristen keine andere Sendung als die aller Gläubigen zukommt, so haben sie doch im Lauf der Geschichte oft drängende Probleme und Notstände ihrer Zeit wahrgenommen und ihnen wirksam zu begegnen verstanden. Aus einem sich erneuernden Verständnis für diese Aufgabe in unserer Zeit erklärt sich aber auch ein Gutteil der herrschenden Unruhe und Unsicherheit in den Orden.

Grundsätzlich gilt jedoch: Das Leben der Ordenschristen ist so verständlich und so unverständlich wie das Leben aller Christen, die das Angebot

Christi ernsthaft zu verwirklichen trachten. Die Orden wussten sich im Heildienst schon mit ihrer Gründung stark bezogen auf die Anstrengungen, Sorgen und Enttäuschungen der Kirche. Darum sollen sie auch heute großmütig ihre Dienste anbieten, wo besondere Notstände im kirchlichen Heilswirken gegeben sind. Die charismatische Wirklichkeit der Kirche, die sich in den Orden besonders ausprägt, kann auch außerhalb dieser Gemeinschaften zum Ansporn charismatischer Entfaltung werden.

b) Beschlüsse und Empfehlungen der Synode

Unter der Wirkung des Heiligen Geistes entstehen verschiedene Orden zum Dienst an Kirche und Welt je nach ihrer Eigenart. Im „charismatischen“ Ursprung wurzelt auch die kirchlich anerkannte Eigenständigkeit der Orden. Diese Eigenständigkeit soll weiterhin in der Kirche von Wien respektiert werden. Wo jedoch eine Gemeinschaft ihren Dienst für die Kirche nicht mehr zu leisten imstande ist, sollen gemäß den Richtlinien des Zweiten Vatikanums (vgl. PC 21) einvernehmlich mit den jeweiligen Orden entsprechende Lösungen gesucht werden (Nr. 941 – L).

Verwirklichung reifer Menschlichkeit und christlicher Mündigkeit ist eine Grundlage des Ordenslebens. Deshalb muss es so gestaltet werden, dass jeder Ordensfrau und jedem Ordensmann eine ihren Fähigkeiten und Aufgaben entsprechende Bildungsmöglichkeit sowie Eigen- und Mitverantwortung gewährt werden (Nr. 942 – L).

Die veränderten sozialen Verhältnisse bringen bestimmte Ordensgemeinschaften in große finanzielle Schwierigkeiten. Die Ordensleute sollen für ihre Dienstleistungen die gleiche Entlohnung und die gleiche soziale Sicherstellung erhalten wie alle übrigen Menschen in denselben Arbeitsverhältnissen. Wie die Einkünfte der einzelnen Mitglieder der Gemeinschaft zur Verfügung stehen, so soll der Orden für eine entsprechende soziale Sicherstellung aller seiner Mitglieder sorgen (Nr. 943 – L).

Gemeinschaftlichkeit in Leben, Beten und Wirken ist ein wesentliches Element des Ordens. In verschiedenen Formen ihres Zusammenlebens sollen die Ordensleute versuchen, Modelle christlicher Gemeinschaft zu verwirklichen (z. B. von kleinen Gruppen innerhalb und außerhalb des gemeinsamen Ordenshauses, Belegung der Großgemeinschaft) (Nr. 944 – L).

Die Synode anerkennt die Orden als einen bedeutsamen Bestandteil der Kirche von Wien. Zugleich fordert sie die einzelnen Ordensgemeinschaften auf, selbstkritisch und mutig ihr Leben, ihre Dienste und die Verwendung ihres Besitzes zu überprüfen, damit sie in der gegenwärtigen Zeit ihre Berufung glaubhaft leben und dadurch ihrer Sendung gerecht werden (Nr. 945 – AP).

Mitarbeit im Pastoral Konzept der Diözese

Die Orden sollen die konkreten Möglichkeiten zur Mitarbeit am Pastoral Konzept überdenken und ihre Hilfe anbieten (Nr. 946 – AP).

Ordensgemeinschaften, die der bischöflichen Jurisdiktion entzogen sind, mögen ihre Möglichkeiten zur Mitarbeit am Pastoral Konzept der Pfarrgemeinde, in der sie wohnen, überdenken und ihre Hilfe bei der pfarrlichen Heilssorge anbieten (Nr. 947 – AP).

Die beschaulichen Ordensgemeinschaften sollen für das Leben der Wiener Kirche eine rege Anteilnahme aufbringen (PC 2, 3). Zum Ansporn ihres apostolischen Eifers sollen sie sich ständig über die Lage und die Nöte unserer Diözese informieren (PC 2, 4). Ihr Gotteslob, ihre Bußwerke und ihr Mühen um Heiligung sollen sie als einen unentbehrlichen Heildienst verstehen, der für das Gedeihen der seelsorglichen Tätigkeit eine ausgiebige Quelle himmlischer Gnaden wird (PC 7, AG 40, CD 33). Sie sollen sich am direkten Apostolat entsprechend ihren Konstitutionen beteiligen (Nr. 948 – AP).

Die Priesterorden, die sich in besonderer Weise der territorialen Seelsorge verpflichtet fühlen, sollen ihre Pfarren aus ihrem Ordenscharisma heraus führen, sich aber dem Pastoral Konzept der Diözese einordnen. Die Anregungen empfangen sie von ihrer Gemeinschaft.

Die geistlichen Zentren dieser Orden sollen sich aber auch der kategorialen Seelsorge verpflichtet wissen. Wenn es möglich ist, durch den Austausch von Pfarren ein nur von Priestern ein und desselben Ordens besetztes Dekanat zu errichten, ist dies durchzuführen, um sowohl der Seelsorge als auch dem Ordensideal zu dienen.

Die Priesterorden aber, die durch ihre Tradition der territorialen Seelsorge nicht in dieser Weise verpflichtet sind, sollen ihre Mitglieder gerade für die Aufgaben der kategorialen Seelsorge schulen und einsetzen, wie das

den ordenseigenen Aufgaben entspricht. Dabei werden sie entsprechend ihren Möglichkeiten der territorialen Seelsorge ihren Dienst nicht verweigern (vgl. 525) (Nr. 949 – AP).

Vom Bischofsvikar und Ordensrat

Um die bestehenden Kontakte zwischen den Orden der Diözese und dem Bischof zu vereinheitlichen und um die Zusammenarbeit in Seelsorge und Apostolat fruchtbarer zu gestalten, soll ein Bischöflicher Vikar für die Orden eingesetzt werden. Er muss die Anliegen der Diözese gut kennen und mit den brennenden Nöten der Orden vertraut sein. Er soll auch genügend Zeit haben, sich seiner Aufgabe widmen zu können. Ein Mitspracherecht der Orden bei seiner Ernennung ist wünschenswert.

Dieser Bischöfliche Vikar soll vor allem auch dafür sorgen, dass die materielle und soziale Sicherheit der im Dienst der Diözese tätigen Ordensleute gesichert ist (Nr. 950 – R).

Zur Unterstützung des Bischöflichen Vikars ist ein Rat aus Ordensfrauen und Ordensmännern einzurichten. Die Besetzung des Rates soll durch eine freie Wahl der Ordensleute erfolgen (Nr. 951 – A).

Ebenso soll ein Gesprächsforum gebildet werden, das in seiner Zusammensetzung die Gesamtheit der Kirche unserer Diözese vertritt. Die Mitglieder dieses Forums sollen sich regelmäßig treffen, um einerseits Fragen der praktischen Zusammenarbeit zu beraten, aber auch um die verschiedenen Weisen christlichen Lebens in unserer Zeit zu konfrontieren und so der Gefahr gegenseitiger Isolation vorzubeugen (Nr. 952 – A).

Der Bischöfliche Vikar für die Orden mit seinem Rat möge in Zusammenarbeit mit den dazu bestellten diözesanen Gremien konkrete Angebote für Dienstleistungen der Orden erstellen, die auf einem anerkannten pastoralen Konzept der Erzdiözese basieren (Nr. 953 – A).

Für eine gründliche Ausbildung

Die Kirche hält heute eine gründliche Ausbildung aller Ordensschwester und Ordensbrüder für notwendig (siehe PC 2, 18). Deshalb soll die Diözese den Orden dabei behilflich sein (Nr. 955 – A).

Die Diözese soll darüber hinaus auf weite Sicht auch praktisch (z. B. bei der Modernisierung der Betriebe, durch Einstellung von Arbeitskräften, um begabte Mitglieder für den Heildienst freizumachen), dazu beitragen, dass die Orden eine noch größere Anzahl ihrer Mitglieder für die kategoriale und territoriale Seelsorge, für caritative und katechetische Arbeiten, für Erwachsenenbildung, für Kinder- und Jugendseelsorge, für die Führung von Pfarrhaushalten usw. zur Verfügung stellen können (Nr. 956 – E).

Die Leitungen der Ordensgemeinschaften werden aufgefordert, allen Brüdern und Schwestern die Absolvierung eines vom Bischof approbierten theologischen Kurses oder eines theologischen Universitätsstudiums zu ermöglichen. Diese Studien sind in der Regel durch die Ablegung der vorgeschriebenen Prüfungen abzuschließen (Nr. 957 – AP).

Die Ordensgemeinschaften sollen mehr denn je Ort zwischenmenschlicher Begegnung zur Entfaltung des geistlichen Lebens sein und offen genug, auch Nicht-Ordensleute in irgendeiner Form daran teilnehmen zu lassen (Nr. 958 – AP).

Das Verständnis für einen Pluralismus der ordenseigenen Lebensformen und damit verbunden notwendige Experimente zur Findung eines Lebensstils, der unserer Zeit und dem Ordensideal entspricht, möge im Volke Gottes gefördert werden (Nr. 959 – AP).

Die Ordensgemeinschaften mögen Kandidaten erst dann zum Noviziat zulassen, wenn diese über sich selbst und über ihre Umwelt ein entsprechendes Erfahrungswissen besitzen (Nr. 960 – E).

Die Ordensleitungen mögen alle Anstrengungen unternehmen, um bestimmte Mitglieder ihrer Gemeinschaft von einer Arbeitsüberlastung zu befreien, die sie frühzeitig verbraucht, eine gesunde religiöse und menschliche Reife ernsthaft gefährdet und Berufene abschreckt, der Gemeinschaft beizutreten. Man möge auch Verständnis aufbringen, wenn aus den genannten Gründen Niederlassungen aufgelassen werden (Nr. 961 – E).

Sorge der Diözese für die Orden

Die Sorge für die Ordensschwestern in spiritueller Hinsicht soll ein besonderes Anliegen der Diözese sein. Nur geeignete und spezifisch ge-

schulte Priester sollen die bedeutungsvolle Aufgabe eines Spirituals, Beichtvaters und Exerzitenleiters übernehmen (Nr. 962 – E).

Priester und Laien mögen sich für überpfarrliche und überdiözesane Werke, die von verschiedenen Orden im Dienst des Volkes Gottes getragen werden, geistig und materiell einsetzen und in ihnen mitarbeiten. Dadurch wird auch das Mitsorgen an den Aufgaben der Gesamtkirche gefördert (Nr. 963 – AP).

Alle Gläubigen, aber insbesondere Eheleute, Erzieher, Priester und alle, die in der Erwachsenenbildung arbeiten, sollen die Möglichkeit haben und nützen, Ordensgemeinschaften durch gute menschliche Kontakte kennen zu lernen und daraus zeitgemäße Mittel zu suchen, den Nachwuchs für diese Gemeinschaft zu fördern. Die Ordensleute selbst sollen durch ihr ganzes Sein und Wirken gläubiges Verständnis für ihren Beruf bei der Bevölkerung wecken und dadurch auch ihrerseits zu einer Werbung beitragen (Nr. 964 – AP).

Die Kirche von Wien weiß sich verpflichtet, für die Ordensleute (Männer und Frauen), die in ihrem Dienst stehen, zu einer angemessenen Kranken- und Altersversicherung beizutragen. Der Bischöfliche Vikar für die Orden wird beauftragt, im gegenseitigen Einvernehmen zwischen Orden und Diözese eine sozial gerechte Lösung dieser Fragen zu finden und sich für die Verwirklichung einzusetzen (Nr. 965 – A).

Das brennende wirtschaftliche Problem der überalterten Ordensgemeinschaften möge von allen zuständigen Stellen (Bischöflicher Vikar mit Ordensrat, Superiorenkonferenz, Konferenz der höheren Ordensoberinnen) studiert, Lösungen mögen gesucht werden (Nr. 966 – E).

Ordensleuten, die ihre Gemeinschaft verlassen, soll in sozialer und geistiger Hinsicht geholfen werden. Für die Erfüllung dieser Aufgabe mögen die Ordensgemeinschaften und der Ordensvikar mit dem Ordensrat Sorge tragen (Nr. 967 – E).

Zwischenüberschriften von der Redaktion. Abkürzungen: A = Auftrag, AP = Appell, D = Deklaration, E = Empfehlung, L = Leitsatz, R = Resolution.

„Die Ordensleute sollen in den Mittelpunkt von allem das Wort Gottes stellen“

Ansprache von Papst Benedikt XVI. am 2. Februar 2008 nach der Eucharistiefeyer im Petersdom am Fest der Darstellung des Herrn – Tag des geweihten Lebens

Liebe Brüder und Schwestern!

Ich freue mich, aus Anlaß des Tages des geweihten Lebens mit Euch zusammenzutreffen, jener traditionellen Begegnung, die durch den liturgischen Rahmen des Festes der Darstellung des Herrn noch an Bedeutung gewinnt. Ich danke Herrn Kardinal Franc *Rodé*, der für Euch die Eucharistie gefeiert hat, und mit ihm dem Sekretär und den anderen Mitarbeitern der Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens. Ganz herzlich begrüße ich die anwesenden Generaloberen und Generaloberinnen und Euch alle, die ihr diese einzigartige Versammlung – Ausdruck des vielfältigen Reichtums des geweihten Lebens in der Kirche – bildet.

Seid Hörer des Wortes Gottes !

Im Bericht über die Darstellung Jesu im Tempel betont der Evangelist Lukas dreimal, dass Maria und Josef „gemäß dem Gesetz des Herrn“ handelten (vgl. *Lk 2,22.23.39*), und im übrigen scheinen sie immer aufmerksam auf das Wort Gottes zu hören. Diese ihre Haltung ist ein beredtes Vorbild für Euch, Ordensmänner und Ordensfrauen; für Euch, Mitglieder der Säkularinstitute und anderer Formen des geweihten Lebens. Die nächste Ordentliche Vollversammlung der Bischofssynode wird dem Wort Gottes im Leben der Kirche gewidmet sein: Ich bitte Euch, liebe Brüder und Schwestern, Euren Beitrag zu dieser kirchlichen Aufgabe zu leisten, indem Ihr davon Zeugnis gebt, wie wichtig es ist, in den Mittelpunkt von allem das Wort Gottes zu stellen; das gilt besonders für alle, die der Herr so wie Euch in seine engste Nachfolge beruft. Das geweihte Leben ist nämlich im Evangelium verwurzelt; es hat sich die Jahrhunderte hindurch immer an ihm als seiner obersten Regel inspiriert und ist gerufen, ständig zu ihm zurückzukehren, um lebendig und fruchtbar zu bleiben, indem es Frucht bringt für das Heil der Seelen.

Am Anfang der verschiedenen Ausdrucksformen des geweihten Lebens steht immer eine starke Eingebung durch das Evangelium. Ich denke an den heiligen Mönchsvater Antonius, der sich bewegen ließ, als er die Worte Christi hörte: „Wenn du vollkommen sein willst, geh, verkauf deinen Besitz und gib das Geld den Armen; so wirst du einen bleibenden Schatz im Himmel haben; dann komm und folge mir nach“ (Alt 19,21) (vgl. *Vita Antonii*, 2,4). Antonius hat diese Worte so gehört, als hätte der Herr sie persönlich an ihn gerichtet. Der hl. Franz von Assisi seinerseits versichert, Gott habe ihm offenbart, dass er nach Art und Weise des Evangeliums leben sollte (*Testamento*, 17: FF 116). Tommaso da Celano schreibt: „Als Franziskus hörte, daß die Jünger Christi weder Gold noch Silber noch Geld besitzen sollen, keine Vorratstasche, kein Brot, keinen Wanderstab, kein zweites Hemd mit auf den Weg nehmen sollen ..., da rief er, vom Heiligen Geist erfasst, jubelnd aus: Das mit ganzem Herzen zu tun – das ist mein Wille, mein Verlangen, meine Sehnsucht!“ (*Celano*, 83: FF 670, 672).

Durch Eure Präsenz seid Ihr lebendige „Exegese“ des Wortes Gottes

„Es war der Heilige Geist“ – erinnert die Instruktion „*Neubeginn in Christus*“ –, „der die Gründer und Gründerinnen das Wort Gottes in einem neuen Licht sehen ließ. Diesem Wort entspringt jedes Charisma und jede Ordensregel will sein Ausdruck sein“ (Nr. 24). Und tatsächlich regt der Heilige Geist einige Menschen dazu an, das Evangelium auf radikale Weise zu leben und es in einem Stil besonders großzügiger Nachfolge umzusetzen. So entsteht daraus ein Werk, eine Ordensfamilie, die eben durch ihre Präsenz dann ihrerseits zur lebendigen „Exegese“ des Wortes Gottes wird. Die ständige Aufeinanderfolge der Charismen des geweihten Lebens kann also, wie das Zweite Vatikanische Konzil sagt, verstanden werden als ein Sich-Entfalten Christi im Laufe der Jahrhunderte, als ein lebendiges Evangelium, das sich in immer neuen Formen aktualisiert (vgl. Konstitution „*Lumen gentium*“, 46). In den Werken der Gründerinnen und Gründer spiegelt sich ein Geheimnis Christi, ein Wort von ihm wider, bricht sich ein Strahl des Lichts, das von seinem Antlitz ausstrahlt, die Herrlichkeit des Vaters (vgl. Nachsynodales Apostolisches Schreiben „*Vita consecrata*“, 16).

Die kompromisslose Nachfolge Christi, wie sie im Evangelium nahegelegt wird, war daher jahrhundertlang die letzte und oberste Norm des Ordenslebens (vgl. *Perfectae caritatis*, 2). Der hl. Benedikt verweist in seiner Ordensregel auf die Heilige Schrift als „verlässliche Wegweisung für

das menschliche Leben“ (*Regina*, Nr. 73,2–5). Der hl. Dominikus „erwies sich überall, in den Worten wie in den Werken, als ein Mann des Evangeliums“ (*Libellus*, 104; in P. Lippini, *San Domenico visto dai suoi contemporanei*, Ed. Studio Dom., Bologna, 1982, S. 110) und wollte, dass auch seine Predigerbrüder „Männer des Evangeliums“ wären (*Erste Konstitutionen oder Consuetudines*, 31). Die hl. Klara von Assisi greift voll und ganz die Erfahrung des hl. Franziskus auf, wenn sie schreibt: „Dies ist die Lebensform der armen Schwestern: Befolgung des Heiligen Evangeliums unseres Herrn Jesus Christus“ (*Regel*, 1,1–2: FF 2750). Der hl. Vinzenz Pallotti bestimmt: „Die Grundregel unserer sehr kleinen Kongregation ist das Leben unseres Herrn Jesus Christus, das möglichst vollkommen nachgeahmt werden soll“ (vgl. *Opere complete*, II, 541–546; VIII, 63,67, 253,254,466). Und der hl. Luigi Orione schreibt: „Unsere erste Regel und unser Leben soll sein, das Heilige Evangelium in großer Demut und inniger, glühender Gottesliebe zu befolgen“ (*Lettere di Don Orione*, Rom 1969, Bd. II, 278).

Diese so reiche Tradition zeugt davon, daß das geweihte Leben „tief im Beispiel und in der Lehre Christi, des Herrn, verwurzelt ist“ (*Vita consecrata*, 1) und „wie ein Baum mit vielen Zweigen erscheint, dessen Wurzeln tief in das Evangelium hineinreichen, und der in jeder Epoche der Kirche üppige Früchte hervorbringt“ (ebd., Nr. 5). Ihre Aufgabe ist es, daran zu erinnern, dass alle Christen vom Wort zusammengerufen werden, um vom Wort zu leben und unter seiner Herrschaft zu bleiben. Es ist daher die besondere Aufgabe der Ordensmänner und Ordensfrauen, „in den Getauften das Bewusstsein für die wesentlichen Werte des Evangeliums lebendig zu erhalten“ (ebd., Nr. 33). Dadurch verleiht ihr Zeugnis der Kirche „einen wertvollen Impuls zu einer immer konsequenteren Verwirklichung des Evangeliums“ (ebd., Nr. 3), ja, wir könnten sagen, es ist eine „beredte, wenn auch oft schweigende Verkündigung des Evangeliums“ (ebd., Nr. 25). Deshalb habe ich es in meinen beiden Enzykliken sowie bei anderen Gelegenheiten nicht versäumt, auf das Beispiel von Heiligen und Seligen hinzuweisen, die Instituten des geweihten Lebens angehören.

Lasst Euch vom Wort Gottes formen und werdet zu Zeugen !

Liebe Brüder und Schwestern, bereichert Euren Tag durch Gebet, Meditation und Hören des Gotteswortes. Ihr, die Ihr mit der altherwürdigen Praxis der „*lectio divina*“ vertraut seid, sollt auch den Gläubigen helfen, diese in ihrem Alltagsleben aufzuwerten. Und Ihr sollt dazu fähig sein, alles, was das Wort empfiehlt, in Zeugnis umzusetzen, indem Ihr Euch von

diesem Wort – das wie der Same, der auf guten Boden fiel, reiche Frucht bringt – formen lasst. So werdet Ihr immer für den Geist offen sein und in der Verbundenheit mit Gott wachsen. Ihr werdet die brüderliche Gemeinschaft unter Euch pflegen und werdet bereit sein, den Brüdern, vor allem jenen, die sich in Not befinden, hochherzig zu dienen. Mögen die Menschen Eure guten Werke, Frucht des Wortes Gottes, das in Euch lebt, sehen können und Euren Vater im Himmel preisen (vgl. *Alt 5,16*)!

Indem ich Euch diese Gedanken anvertraue, danke ich Euch für den wertvollen Dienst, den Ihr für die Kirche leistet. Während ich den Schutz Mariens und der heiligen und seligen Gründer Eurer Institute herabrufe, erteile ich Euch und Euren Ordensfamilien von Herzen den Apostolischen Segen; ganz besonders denke ich dabei an die jungen Männer und Frauen in der Ausbildung und an Eure Mitbrüder und Mitschwester, die krank oder alt oder in Schwierigkeiten sind. Alle versichere ich eines Gedenkens in meinem Gebet.

Die einzige Antwort auf das menschliche Leiden ist Christus

Botschaft von Papst Benedikt XVI. zum 16. Welttag der Kranken am 11. Februar 2008

1. Am 11. Februar, dem Gedenktag Unserer Lieben Frau in Lourdes, wird der Welttag der Kranken begangen – ein guter Anlass, um über den Sinn des Schmerzes nachzudenken sowie über die christliche Pflicht, ihn in jeder Situation, in der er auftritt, mitzutragen. In diesem Jahr ist dieser bedeutsame Tag mit zwei für das Leben der Kirche wichtigen Ereignissen verbunden, wie bereits aus dem Thema „Die Eucharistie, Lourdes und die Krankenseelsorge“ hervorgeht: mit dem 150. Jahrestag der Erscheinungen der Unbefleckten Jungfrau Maria in Lourdes und der Feier des Internationalen Eucharistischen Kongresses in Québec in Kanada vom 15. bis 22. Juni 2008. Auf diese Weise bietet sich eine einzigartige Gelegenheit, über die enge Verbindung nachzudenken, die zwischen dem eucharistischen Geheimnis, der Rolle Mariens im Heilsplan und der Realität des Schmerzes und des Leidens des Menschen besteht.

150 Jahre Lourdes

Der 150. Jahrestag der Erscheinungen von Lourdes lädt uns ein, den Blick auf die allerseligste Jungfrau zu richten, deren Unbefleckte Empfängnis das erhabene und ungeschuldete Geschenk Gottes an eine Frau darstellt, auf dass sie voll und ganz dem göttlichen Plan zustimmen konnte, in festem und unerschütterlichem Glauben, trotz der Prüfungen und Leiden, denen sie begegnen sollte. Daher ist Maria das Vorbild völliger Hingabe an den Willen Gottes: Sie hat das ewige Wort im Herzen aufgenommen und es in ihrem jungfräulichen Schoß empfangen; sie hat Gott vertraut und hat – die Seele durchdrungen vom Schwert des Schmerzes (vgl. *Lukasevangelium* 2,35) – nicht gezögert, das Leiden ihres Sohnes zu teilen und auf dem Kalvarienberg unter dem Kreuz das „Ja“ der Verkündigung zu erneuern.

Über die Unbefleckte Empfängnis Marias nachzudenken bedeutet daher, sich anziehen zu lassen von dem „Ja“, das sie auf wunderbare Weise mit der Sendung Christi, des Erlösers der Menschheit, verbunden hat. Es bedeutet, sich von ihr an die Hand nehmen und führen zu lassen, um selbst das „fiat“

zum Willen Gottes zu sprechen mit der ganzen aus Freude und Traurigkeit, Hoffnungen und Enttäuschungen gewobenen Existenz, im Bewusstsein, dass die Prüfungen, der Schmerz und das Leiden unserem irdischen Pilgerweg reichen Sinn schenken.

Jesus und Maria – verbunden in der Eucharistie

2. Man kann Maria nicht betrachten, ohne von Christus angezogen zu sein, und man kann Christus nicht betrachten, ohne sofort die Gegenwart Marias wahrzunehmen. Zwischen der Mutter und dem Sohn, der in ihrem Schoß durch das Wirken des Heiligen Geistes gezeugt wurde, besteht ein unauflösliches Band und dieses Band nehmen wir auf geheimnisvolle Weise im Sakrament der Eucharistie wahr, wie die Kirchenväter und die Theologen bereits seit den ersten Jahrhunderten herausgestellt haben. „Das aus Maria geborene Fleisch, das vom Heiligen Geist kommt, ist das Brot, das vom Himmel herabgekommen ist“, sagt der hl. *Hilarius von Poitiers* und im *Sacramentarium Bergomense* aus dem 9. Jahrhundert lesen wir: „Ihr Schoß hat eine Frucht hervorgebracht, ein Brot, das uns erfüllt hat mit der Engelsgabe. Maria hat dem Heil zurückerstattet, was Eva durch ihre Schuld zerstört hatte.“ Später sagt der hl. *Petrus Damiani*: „Den Leib, den die allerseeligste Jungfrau hervorgebracht, den sie mit mütterlicher Fürsorge in ihrem Schoß genährt hat, also zweifellos diesen und keinen anderen Leib, empfangen wir jetzt vom heiligen Altar und wir trinken sein Blut als Sakrament unserer Erlösung. Daran hält der katholische Glaube fest, das lehrt treu die heilige Kirche.“

Das Band zwischen der allerseeligsten Jungfrau und ihrem Sohn, dem Opferlamm, das die Sünde der Welt hinweg nimmt, weitet sich aus auf die Kirche, den mystischen Leib Christi. Maria – so sagt der Diener Gottes Johannes Paul II. – ist in ihrem ganzen Leben eine „eucharistische Frau“. Daher ist die Kirche, die auf sie wie auf ihr Urbild blickt, „berufen, sie auch in ihrer Beziehung zu diesem heiligsten Mysterium nachzuzahlen“ (Enzyklika „*Ecclesia de Eucharistia*“, Nr. 53). Aus diesem Blickwinkel heraus versteht man noch besser, warum in Lourdes die Verehrung der allerseeligsten Jungfrau Maria mit einem starken und ständigen Verweis auf die Eucharistie verbunden ist: mit täglichen Eucharistiefeiern, mit der Anbetung des Allerheiligsten Sakraments und der Krankensegnung, einem der ergreifendsten Augenblicke des Aufenthalts der Pilger an der Grotte von Massabielle.

Die Anwesenheit in Lourdes vieler kranker Pilger und freiwilliger Helfer, die sie begleiten, hilft dabei, über die mütterliche und zärtliche Fürsorge

nachzudenken, die die allerseligste Jungfrau dem Schmerz und dem Leiden des Menschen entgegenbringt. Hineingenommen in das Opfer Christi, wird Maria, die „*Mater Dolorosa*“, die unter dem Kreuz mit ihrem göttlichen Sohn leidet, von der christlichen Gemeinschaft, die um ihre leidenden, von den Spuren des Leidens des Herrn gezeichneten Glieder versammelt ist, als besonders nahe empfunden. Maria leidet mit denen, die Prüfungen durchleben, sie hofft mit ihnen und ist ihr Trost, indem sie ihnen mit ihrem mütterlichen Beistand zur Seite steht. Und drängt uns die geistliche Erfahrung vieler Kranker etwa nicht, immer besser zu verstehen, dass „der göttliche Erlöser die Seele jedes Leidenden auch durch das Herz seiner heiligsten Mutter erreichen will, die von allen als erste und am vollkommensten erlöst worden ist“? (vgl. *Johannes Paul II.*, Apostolisches Schreiben „*Salvifici doloris*“, Nr. 26).

Gebrochenes Brot für das Leben der Welt

3. Während Lourdes uns über die mütterliche Liebe der Unbefleckten Jungfrau Maria zu ihren kranken und leidenden Kindern nachdenken lässt, wird der bevorstehende Internationale Eucharistische Kongress eine Gelegenheit sein, den im Altarssakrament gegenwärtigen Jesus Christus anzubeten, uns ihm anzuvertrauen als die Hoffnung, die nicht enttäuscht, ihn anzunehmen als Medizin der Unsterblichkeit, die den Leib und den Geist heilt. Jesus Christus hat die Welt durch sein Leiden, durch seinen Tod und seine Auferstehung erlöst und wollte als „Brot des Lebens“ auf unserem irdischen Pilgerweg bei uns bleiben. „Die Eucharistie: Geschenk Gottes für das Leben der Welt“, ist das Thema des Eucharistischen Kongresses. Es hebt hervor, dass die Eucharistie das Geschenk ist, das der Vater der Welt macht: seinen eigenen eingeborenen, menschengewordenen und gekreuzigten Sohn. Er ist es, der uns um den eucharistischen Tisch versammelt und der in seinen Jüngern liebevolle Fürsorge weckt für die Leidenden und die Kranken, in denen die christliche Gemeinschaft das Antlitz ihres Herrn erkennt. Wie ich im Apostolischen Schreiben „*Sacramentum caritatis*“ betont habe, „müssen unsere Gemeinden, wenn sie Eucharistie feiern, sich immer bewusster werden, dass das Opfer Christi für alle ist und die Eucharistie darum jeden Christgläubigen drängt, selbst ‚gebrochenes Brot‘ für die anderen zu werden“ (Nr. 88). So werden wir ermutigt, uns persönlich dafür einzusetzen, den Geschwistern zu dienen, besonders denen in Not, denn es ist wirklich die Berufung eines jeden Christen, zusammen mit Christus gebrochenes Brot für das Leben der Welt zu sein.

Krankenseelsorge aus der Kraft der Eucharistie

4. Es wird also deutlich, dass die Krankenseelsorge gerade aus der Eucharistie die geistliche Kraft schöpfen muss, die notwendig ist, um dem Menschen tatkräftig beizustehen und ihm zu helfen, den heilbringenden Wert des eigenen Leidens zu verstehen. Wie der Diener Gottes Johannes Paul II. im bereits erwähnten Apostolischen Schreiben „*Salvifici doloris*“ betonte, sieht die Kirche in den leidenden Brüdern und Schwestern gleichsam vielfältige Träger der übernatürlichen Kraft Christi (vgl. Nr. 27). Auf geheimnisvolle Weise mit Christus vereint, wird der Mensch, der in Liebe und fügsamer Hingabe an den göttlichen Willen leidet, zur lebendigen Opfergabe für das Heil der Welt. Weiter sagte mein geliebter Vorgänger: „Je mehr der Mensch von der Sünde bedroht ist, je drückender die Strukturen der Sünde sind, welche die heutige Welt in sich trägt, umso größer ist die Ausdruckskraft, die das menschliche Leiden besitzt, und umso dringender fühlt die Kirche die Notwendigkeit, sich um des Heiles der Welt willen an die menschlichen Leiden zu wenden“ (ebd.).

Wenn man also in Quebec am Welttag der Kranken das Geheimnis der Eucharistie in einem ideellen geistlichen Parallelismus als Geschenk Gottes für das Leben der Welt betrachtet, dann feiert man nicht nur die tatsächliche Teilhabe des menschlichen Leidens am Heilswerk Gottes, sondern man kann in gewissem Sinne die kostbaren Früchte genießen, die den Glaubenden verheißen sind. So wird der im Glauben angenommene Schmerz zum Tor, um einzutreten in das Geheimnis des erlösenden Leidens Jesu und durch ihn zum Frieden und zur Glückseligkeit seiner Auferstehung zu gelangen.

5. Während ich an alle Kranken und an all jene, die sich auf verschiedene Weise ihrer annehmen, meinen herzlichen Gruß richte, lade ich die Diözesangemeinschaften und Pfarrgemeinden ein, bei der Feier des bevorstehenden Welttages der Kranken das glückliche Zusammentreffen des 150. Jahrestages der Erscheinungen Unserer Lieben Frau in Lourdes mit dem Internationalen Eucharistischen Kongress in ganzer Fülle hervorzuheben. Der Welttag der Kranken möge Gelegenheit geben, die Bedeutung der heiligen Messe, der eucharistischen Anbetung und der Verehrung der Eucharistie zu betonen und dafür zu sorgen, dass die Kapellen in den Gesundheitseinrichtungen zum pulsierenden Herzen werden, in dem Jesus sich ohne Unterlass dem Vater darbringt für das Leben der Menschheit. Auch ist die Spendung der Eucharistie an die Kranken, wenn sie mit

Würde und im Geist des Gebets geschieht, ein wahrer Trost für diejenigen, die an irgendeiner Form von Krankheit leiden.

Der bevorstehende Welttag der Kranken möge darüber hinaus ein willkommener Anlass sein, um auf besondere Weise den mütterlichen Schutz Marias herabzurufen auf diejenigen, die von der Krankheit geprüft sind, sowie auf die Mitarbeiter im Gesundheitswesen und in der Kranken-seelsorge. Ich denke insbesondere an die Priester, die in diesem Bereich tätig sind, an die Ordensmänner und Ordensfrauen, an die freiwilligen Helfer und an alle, die sich mit tatkräftiger Hingabe für den Dienst an Leib und Seele der Kranken und Notleidenden einsetzen. Alle vertraue ich Maria an, der Mutter Gottes und unserer Mutter, der Unbefleckten Empfängnis. Sie möge einem jeden helfen zu bezeugen, dass die einzige gültige Antwort auf den Schmerz und auf das menschliche Leiden Christus ist, der durch seine Auferstehung den Tod überwunden und uns das Leben geschenkt hat, das kein Ende kennt. Mit diesen Empfindungen erteile ich allen von Herzen meinen besonderen Apostolischen Segen.

Aus dem Vatikan, am 11. Jänner 2008

Christus war für ihn „alles und in allen“

Predigt von Papst Benedikt XVI. am 14. Dezember 2007
beim Requiem für Kardinal Alfons Maria Stickler SDB

Am 12. Dezember 2007 starb der österreichische Kurienkardinal Alfons Maria Stickler SDB im Alter von 97 Jahren in Rom. Er war der älteste lebende Kardinal. 1910 in Neunkirchen in Niederösterreich geboren, trat er nach der Matura in den Orden der Salesianer Don Boscos ein und legte 1928 die Ordensprofess ab. Er studierte Theologie in Benediktbeuern, Turin und Rom und promovierte in Rom zum Doktor des Rechts und des Kirchenrechts. 1937 wurde er zum Priester geweiht. Er lehrte und war Rektor an der Päpstlichen Salesianer-Universität in Rom, als ihn 1971 Papst Paul VI. zum Präfekten der Vatikanischen Bibliothek ernannte.

Johannes Paul II. erhob Stickler 1983 zum „Pro-Bibliothekar der Heiligen Römischen Kirche“ und weihte ihn zum Bischof. Er übertrug ihm 1984 die Leitung des Vatikanischen Geheimarchivs, 1985 folgte die Kardinalswürde und damit der offizielle Titel „Bibliothekar und Archivar der Heiligen Römischen Kirche“. Im Sommer 1988 trat Stickler aus Altersgründen zurück. Seine letzte Ruhestätte fand der Kardinal in seiner römischen Titelkirche „San Giorgio in Velabro“.

Der Provinzial der Salesianer Don Boscos in Österreich, P. Dr. Franz Wöß SDB, erinnerte an einen Aspekt, den der Verstorbene als für sein Leben wegweisend bezeichnet hatte: „Zwei Lebensbereiche haben in meinem Leben gewirkt: Zum einen mein christliches Elternhaus, zum andern die Salesianer Don Boscos. Mit elf Jahren kam ich in das Gymnasium der Salesianer in Wien 3. Hier wurden mir neben der schulischen Bildung auch die menschlich-religiösen Werte der Geborgenheit und des Angenommenseins vermittelt.“ P. Wöß betonte, dass Kardinal Stickler die tragende brüderliche Gemeinschaft immer sehr geschätzt und bis zuletzt lebhaftes Interesse an den Mitbrüdern in der österreichischen Provinz gezeigt habe.

Meine Herren Kardinäle, verehrte Brüder im bischöflichen und priesterlichen Dienst, liebe Brüder und Schwestern!

Im Gebet um seine sterbliche Hülle versammelt, wollen wir dem lieben Kardinal Alfons Maria *Stickler* das letzte Geleit geben. Er hat viele Jahre lang die Arbeit im Weinberg des Herrn mit uns geteilt. Jetzt hat ihn Gott nach einem langen Erdenleben zu sich gerufen, um ihn in seine väterlichen

und barmherzigen Arme aufzunehmen. Während wir den Angehörigen, dem Salesianerorden, in dem er am 15. August 1928 die ersten Gelübde ablegte, und allen, die ihn gekannt und geschätzt haben, von Herzen nahe sind, richten wir den Blick vertrauensvoll zum Himmel, von wo das einzige Licht kommt, welches das Geheimnis von Leben und Tod erhellen kann. Während uns die liturgische Zeit des Advents darauf vorbereitet, das Geschenk der Geburt des Erlösers wieder zu erleben, regt sie uns auch dazu an, uns vertrauensvoll auf sein letztes und endgültiges Kommen einzustellen. Für diesen unseren Bruder hat sich nunmehr die „selige Hoffnung“ erfüllt, auf die wir – wie wir täglich bei der Eucharistiefeier wiederholen – warten, während wir auf unserem irdischen Pilgerweg, „befreit von Verwirrung und Sünde“, zu leben versuchen.

In Treue zu den Idealen Don Boscos

Der Völkerapostel hat uns ja soeben daran erinnert: Wenn wir mit Christus sterben, „werden wir auch mit ihm leben; wenn wir standhaft bleiben, werden wir auch mit ihm herrschen“ (2 Tim 2,11–12). Der ganze Lebensplan eines Christen kann nur Christus nachgebildet werden: Alles mit ihm, durch ihn und in ihm zur Ehre Gottes des Vaters. War es etwa nicht diese fundamentale Wahrheit, die dem Leben unseres Bruders Orientierung gegeben hat? Zu seinem bischöflichen Leitspruch hatte er gewählt: „*Omnia et in omnibus Christus* – Alles und in allen Christus“, und am Ende seiner Lebenszeit erklärt, diese Worte seien für ihn Leitbild bei jeder seiner Entscheidungen gewesen: „Meinem Tun“, schrieb er vor einigen Jahren, „lag stets das Ideal des christlichen Glaubens und Lebens zugrunde, das in Christus, dem Erlöser und danach Stifter der Kirche, seinen Mittelpunkt hat. Alle meine Anstrengungen und Studien dienten dazu, das religiöse Wissen vor allem durch die volle Treue zum Papst zu vertiefen.“ Und er fügte hinzu: „Als Salesianer folge ich den drei Idealen, die uns von Don Bosco aufgetragen sind: Liebe zur Eucharistie, Verehrung der Muttergottes, Treue zum Heiligen Vater.“ Er wusste gut, dass Christus zu lieben heisst, die Kirche zu lieben, die immer heilig ist, wie er in seinem geistlichen Tagebuch anmerkt, „trotz der mitunter skandalösen Schwachheit von uns, ihren Repräsentanten und Mitgliedern in Vergangenheit und Gegenwart“. Er kannte die Widersprüche und Herausforderungen, an denen sich die Christen unserer Zeit messen müssen, und schloss daraus, dass nur eine echte Liebe zu Christus sie in der Verteidigung der Wahrheiten des katholischen Glaubens mutig und beharrlich machen kann.

Wie oft wird in diesem Zusammenhang Kardinal Alfons Maria Stickler den Abschnitt des Evangeliums gelesen und meditiert haben, der auch heute hier verkündet wurde! Der Evangelist Matthäus, der uns durch dieses ganze Kirchenjahr begleiten wird, fügt zu den acht Seligpreisungen, die die Bergpredigt eröffnen, noch eine weitere hinzu: „Selig seid ihr, wenn ihr um meinetwillen beschimpft und verfolgt und auf alle mögliche Weise verleumdet werdet“, und schließt: „Freut euch und jubelt: Euer Lohn im Himmel wird groß sein“ (Mt 5,11–12). Wir alle, liebe Brüder und Schwestern, die wir durch die Taufe berufen sind, Christus nachzufolgen und ihm zu dienen, wissen, dass wir uns nicht Beifall und Anerkennung hier auf Erden erwarten können und dürfen. Der wahre Lohn des treuen Jüngers ist „im Himmel“: Es ist Christus selbst. Vergessen wir niemals diese Wahrheit! Geben wir nie der Versuchung nach, Erfolge und Beistand mehr bei den Menschen zu suchen als vielmehr allein und immer auf ihn zu zählen, der in die Welt gekommen ist, um uns zu retten, und uns am Kreuz erlöst hat! Zu welchem Dienst auch immer der Herr uns in seinen Weinberg ruft, er sei immer von der demütigen Annahme seines Willens beseelt!

Das ganze Leben als Werk der göttlichen Vorsehung

Dass dies, wenn auch mit den menschlichen Unzulänglichkeiten und Schwächen, die Ausrichtung des ganzen menschlichen Daseins des lieben Kardinals Stickler gewesen ist, geht aus seinem geistlichen Testament hervor, wo er anmerkte: „Mein ganzes Leben ist ein höherer Plan und dessen Verwirklichung gewesen, dem ich gar nicht anders als zustimmen konnte – wobei der Grund für mich oft nicht einmal voll zu erschließen war. So war und ist mein ganzes Leben das Werk der göttlichen Vorsehung.“ Ein Leben also, das sich zunächst ganz in der Lehre und dann im Dienst für den Heiligen Stuhl verausgabte. Am 23. August 1910 in Neunkirchen in Niederösterreich geboren, trat Alfons Maria jung in das Noviziat des Ordens der Salesianer in Deutschland ein und absolvierte seine philosophischen und theologischen Studien zunächst in Deutschland, dann in Österreich und setzte sie in Turin und Rom fort, wo er vor 70 Jahren, am 27. März 1937, in der Lateranbasilika zum Priester geweiht wurde. Nach der Promotion zum Doktor beider Rechte begann er, an der Kirchenrechtlichen Fakultät der Salesianeruniversität in Turin und dann – nach ihrer Verlegung – in Rom zu lehren. An dieser Fakultät war er von 1953 bis 1958 Dekan; dann war er Rektor der Universität (1958–1966) und bis 1968 Vorstand des neu gegründeten *Institutum Altioris Latinitatis*. Eine echte Überraschung war für

ihn im Jahr 1971 die Ernennung zum Präfekten der Vatikanischen Apostolischen Bibliothek durch Papst Paul VI. Dort entfaltete er eine intensive Forschungstätigkeit, wovon mehrere von ihm verfasste Bücher und Aufsätze zur Geschichte des kanonischen Rechtes konkret Zeugnis geben. Er gehörte drei Kommissionen des Zweiten Vatikanischen Konzils an und war Konsultor mehrerer Römischer Kongregationen sowie Mitglied der Kommission für die Herausgabe des neuen Codex des kanonischen Rechtes und des Päpstlichen Komitees für Geschichtswissenschaften sowie vieler anderer internationaler Kulturinstitutionen. Am 8. September 1983 wurde er zum Pro-Bibliothekar der Heiligen Römischen Kirche ernannt, und am 1. November desselben Jahres wurde ihm, wie er in seinem Testament vermerkt, „in fortgeschrittenem Alter durch die Hand des Heiligen Vaters selbst die große Gnade der Fülle des Priestertums“ zuteil. Ein Jahr später übertrug ihm Johannes Paul II. auch das Amt des Pro-Archivars der Heiligen Römischen Kirche und zeichnete ihn am 25. März 1985 mit der Kardinalswürde aus. Nach Beendigung seines aktiven Dienstes für den Heiligen Stuhl setzte unser Freund sein kulturelles und pastorales Wirken fort, während er sich gleichzeitig noch intensiver der Meditation und dem Gebet widmete. Jeden Tag rief er, wie er es seit dem ersten Jahr nach Ablegung seiner Ordensgelübde tat, den Heiligen Geist mit dem Hymnus *Veni Creator Spiritus* an und darum war seine Überzeugung: Wenn er für den Orden und für die Kirche in irgendeiner Weise hatte nützlich sein können, so „ist das dem Heiligen Geist zu verdanken“. Am 12. Dezember 2007 hat ihn der Tod in das Reich des Friedens und des ewigen Lichts geführt.

Es ist unser brüderlicher Wunsch, dass er sich nun des verdienten Lohnes erfreuen und den Glanz der ewigen Wahrheit schauen möge. In der ersten Lesung hat der Prophet *Daniel* gesagt: „Die Verständigen werden strahlen, wie der Himmel strahlt; und die Männer, die viele zum rechten Tun geführt haben, werden immer und ewig wie die Sterne leuchten“ (*Dan* 12,3). So möge es für unseren geliebten priesterlichen und bischöflichen Mitbruder sein! Die allerseligste Jungfrau Maria möge ihn aufnehmen. Er selbst schrieb über sie: „Die Muttergottes wird auch im Augenblick meines Todes ganz Mutter sein, die ihre Liebe und ihr Erbarmen auch den weniger treuen Kindern schenkt.“ Der hl. *Johannes Bosco* und die Seligen und Heiligen aus dem Salesianerorden mögen ihn begleiten. Stimmen wir in die Anrufung ein, mit der Kardinal Stickler sein geistliches Testament abschließt: „Ich glaube, hoffe, liebe; vergib meine Schwäche im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe und führe mich, mein Gott, in das Reich deiner Liebe. Amen.“

Ordensleben: Kirche im Brennpunkt

Der Innsbrucker Diözesanbischof Dr. Manfred Scheuer im Gespräch mit Dominik Orieschnig, Redakteur der „Klemensblätter“ des Redemptoristenordens, über das geweihte Leben und die gesellschaftsprägende Dynamik der evangelischen Räte

Herr Bischof, die Redemptoristen feiern das 275-jährige Jubiläum ihrer Gründung. Das wird von den Ordensmitgliedern zum Anlass genommen, über ihr Gott-geweihtes Leben nachzudenken. Wie würden Sie den Begriff des „geweihten Lebens“ einem einfachen Menschen, der von Theologie keine Ahnung hat, erklären?

Wenn ich die Ordensgründer richtig verstehe, wollten sie nicht einfach einen Sonderweg gehen, sondern das Evangelium leben. Das war bei Franz von Assisi so, das ist in der Augustinerregel so, in der es eigentlich fast um eine Ansammlung von Schriftzitate geht. Insofern geht es beim geweihten Leben um ein ausdrückliches Leben nach dem Evangelium, um eine stärkere Zeichenhaftigkeit, wie Jesus selbst gelebt hat. Es gibt sicherlich viele auch verborgene Zugänge zu Jesus, nach *Matthäus 25,31–46* verbirgt er sich ja gerade auch im Alltag, im Kleinen und Geringen. Es ist aber wichtig, dass es Menschen gibt, die ihr Lebenszeugnis dafür in die Waagschale werfen.

Sie haben jüngst von unserer Epoche als einer Zeit „religionsfreundlicher Gottlosigkeit“ gesprochen, die zwar spirituell boomt, aber von dem einen Gott nicht viel wissen will. Ist in solchem Rahmen das Konzept einer diesem Gott geweihten menschlichen Existenz nicht weitab vom allgemein Verständlichen?

Das mit der „religionsfreundlichen Gottlosigkeit“ stammt von Johann Baptist Metz, der meint, es sei nicht nur ein rein positivistisches, rein wissenschaftsgläubiges Zeitalter, in dem wir leben, sondern eines auch der „Spiritualität“, wenngleich diese sehr individualisiert vorkommt und nicht an Offenbarungsreligion gebunden ist. Aber es ist schon ein Signum unserer Zeit, dass es eine Jesusvergessenheit gibt. Dass sich in ihm die Liebe Gottes offenbart, ist für viele eine Zumutung oder zumindest schwer verständlich. Insofern, denke ich, ist es gerade auch Aufgabe der Ordenschristen und des geweihten Lebens, Christus zu bezeugen und ihn darzustellen. Wir haben insgesamt aber mit unserer kirchlichen Sprache große Schwierigkeiten, uns

in der Gegenwart verständlich zu machen, wobei ich das von mehrfacher Seite ansehen möchte. Es gibt ja auch eine Sprachlosigkeit in Hinblick auf Liebe – das ist ja genauso ein kitschiges Wort geworden. Es gibt für viele Bereiche eigentlich kaum mehr Worte. Insgesamt führen teilweise auch Handy, SMS und Internet dazu, dass unsere Sprache noch mehr verarmt. Wir sollten uns also nicht nur fragen: Wie machen wir uns als Kirche besser verständlich, sondern uns die Fragen stellen: Wie erschließen wir Wirklichkeiten? Was heißt denn eigentlich „Beziehung“ oder was heißt denn „Treue“ oder was heißt denn „Glauben“?

Und wie kann sich in dieser Sprachverarmung die Wirklichkeit des Ordenslebens erschließen?

Ich denke, dass es konkret vorhandene Anknüpfungspunkte in der Gesellschaft gibt, auch für das Ordensleben, auch für die evangelischen Räte. Es gibt durchaus ein starkes Gespür für Benachteiligte oder für Gerechtigkeit, wenn auch nicht alle in gleicher Weise ein solches haben. Aber es gibt doch eine Suchbewegung nach Gebet. Jugendliche etwa sagen, dass sie beten. Oder es gibt doch bei aller Oberflächlichkeit Menschen, die bereit sind, alles, ihr ganzes Leben auf eine Karte zu setzen. Die Masse ist das nie gewesen. Es kommt auch nicht drauf an, dass alle gleich mittun. Beim „geweihten Leben“ geht es immer um Stellvertretung: stellvertretend glauben, wenn viele es nicht mehr können oder wollen; stellvertretend beten, indem einzelne die anderen symbolisch im Gebet mittragen; oder stellvertretend solidarisch sein, weil nicht alle sich für Schwache oder Behinderte einsetzen können. Es ist wichtig, dass es diese Einzelnen gibt. Sie sind im positiven Sinne eine Elite, die wir brauchen und die eine Option für die Armen trifft, die in irgendeiner Form wir alle treffen sollten, es aber nicht tun. Hier waren die Ordensgemeinschaften immer führend, sei es im Engagement für die Obdachlosen und die Asylsuchenden, sei es im interkulturellen Dialog. Das Ohr am Puls der Zeit, haben sie an Epochenschwellen neue Herausforderungen angenommen und waren dabei kulturprägend und gesellschaftsprägend. Neuzeitliche Bildungs- und Sozialeinrichtungen sind vom Kindergarten bis zum Altenheim ohne die Orden schwer denkbar. Sie waren Vorreiter, nicht Hinterherläufer.

Sie haben sich bereits in Ihrer Dissertation mit den klassischen evangelischen Räten Armut, Ehelosigkeit und Gehorsam befasst. Woher das Interesse für dieses Thema?

Ich bin bei Jesuiten in die Schule gegangen, meine Priesterausbildung war von Jesuiten geleitet, und auch an der Gregoriana in Rom habe ich bei Jesuiten studiert. Von daher eine gewisse Affinität. Das Interesse für die evangelischen Räte war zunächst ein theologisches. Es ging darum, die evangelischen Räte aus einem scheinbaren Randbereich ins Zentrum kirchlichen Lebens gerückt zu betrachten, wo sie meines Erachtens auch hingehören. Orden sind Kirche im Brennpunkt. Ich habe mich systematisch damit auseinandergesetzt, inwiefern die evangelischen Räte große Theologen – und dazu zähle ich Karl *Rahner*, Hans Urs *von Balthasar* und Johann Baptist *Metz* –, aber auch die Befreiungstheologie in ihren Auffassungen beeinflusst haben. Im Zuge dieser wissenschaftlichen Beschäftigung bin ich dann von Ordensgemeinschaften eingeladen worden zu Vorträgen, Exerzitien, Einkehrtagen und habe einzelne Ordensleute immer wieder geistlich begleitet. Insofern weiß ich natürlich auch um eine gewisse kreative Spannung zwischen der Theorie und der konkreten Praxis des Ordenslebens.

Als habilitierter Professor für Dogmatik und Dogmengeschichte befassen Sie sich mit den Glaubenswahrheiten der katholischen Kirche. Andererseits sind Ihre Vorträge und Predigten durchzogen von einer Betonung des Geistelementes in der menschlichen Existenz, das der Verrechtlichung entzogen und für die großen geschichtlichen und spirituellen Neuaufbrüche des Menschen verantwortlich ist. „Der Geist macht lebendig – Spiritus vivificat“ lautet auch Ihr bischöflicher Wahlspruch.

Die Zusammengehörigkeit von systematischer und spiritueller Theologie war für mich immer ein Grundanliegen. Mit *Kant* gesprochen: Anschauungen ohne Begriffe sind blind, und Begriffe ohne Anschauungen sind leer. Mit Hans Urs *von Balthasar* sinngemäß abgewandelt heißt das dann: Eine Dogmatik ohne konkret gelebtes Zeugnis, ohne Spiritualität ist wie ein Gerippe ohne Fleisch und umgekehrt ist Frömmigkeit ohne jede Nachdenklichkeit und theologische Reflexion ein ungenießbarer Brei, den man nicht aushält. Insofern gehören Geist und Form zusammen. In meiner eigenen Biografie war ich zuerst Spiritual und Exerzitienbegleiter und habe mich erst dann habilitiert. Ich glaube ja, dass die Dogmatiker oft näher an der Praxis dran sind als die Praktiker selbst! Beim Wort „Dogmatik“ hört man gleich „Dogmatismus“ und „Rigorismus“ durchklingen, aber wenn man die konkreten Dogmatiker anschaut, glaube ich, dass nur die wenigsten in diese Richtung arbeiten. Irgendwo müssen die Dogmatiker auch gegen den Strom schwimmen, weil ein verbindliches, systematisches

Denken nie Konjunktur haben kann. Aber das ist wichtig für Kirche und Glauben. Ich glaube nicht, dass alle Kühe schwarz sind, nur weil sie in der Nacht so aussehen und ich mir das Denken ersparen will. Ebenso möchte ich unterscheiden zwischen Gott und Götzen. Hier hat die Dogmatik eine wichtige unterscheidende Kraft. Ich halte nichts davon, wie undifferenziert heute unter dem Deckmantel der Gleichheit geurteilt wird, wie eine schlechte Liberalität unterschiedslos, ohne konkret hinzuschauen, jedem gleiches Recht widerfahren lässt und damit eigentlich echte Solidarität verhindert wird, was letztlich zur Gleichgültigkeit, zur Kälte und Rohheit gegenüber allem und jedem führt.

Es ist für die Kommunikationsfähigkeit von Menschen entscheidend, dass sie ihren Glauben auch zur Sprache bringen und ihn intellektuell verantworten.

In ihren Predigten und Vorträgen wenden Sie sich immer wieder gegen die „Macht der Überschriften“, die „Hoheit der Stammtische“, die „Hegemonie von Ideen“, die „Kolonisierung des Bewusstseins“. Wir leben, so scheinen Sie sagen zu wollen, in einer sehr dogmatisierten Gesellschaft ...

Ich glaube ja eh nicht, dass die Leute so tolerant sind wie sie tun ...

... was evident wird, sobald jemand in der Öffentlichkeit einen klaren kirchlichen Moralstandpunkt vertritt ...

... eben! Auf der einen Seite gibt man sich fordernd-kritisch, auf der anderen Seite werden bestimmte Positionen sehr unkritisch übernommen. Wenn ich Menschenrechte beanspruche, brauche ich aber auch eine bestimmte Dogmatik dazu. Natürlich gibt es eine Kritik aller Normen, aller Moral, weshalb ja auch Nietzsche ein Modephilosoph geworden ist. Aber das führt unter Umständen dazu, dass Recht und Unrecht auf gleicher Ebene zu stehen kommen, liebevolle Zuwendung und Vergewaltigung zwei gleichwertige Formen der Begegnung werden, die man austauschen könnte, je nach dem, welcher Meinungsprimat gerade herrscht. Es gilt aber plausibel zu machen, dass Normen durchaus ein humanes Potenzial in sich bergen, das man nur unter großen Verlusten negieren kann.

Ich weiß zwar nicht, wie sich alles entwickeln wird, aber ich hoffe schon, dass Theologie irgendwann wieder einmal mehr im Kommen ist. Wobei auch hier die großen theologischen Entwürfe immer von Ordensleuten stammten. Sie haben sich zu allen Zeiten auf Herausforderungen aus Wis-

senschaft und Gesellschaft eingelassen, im Sinne einer kritischen Zeitgenossenschaft, aber auch in einer Form der Unterscheidung der Geister, aus der heraus sie sich nicht von bestimmten Strömungen oder Moden haben besetzen lassen. Insofern ist das Ordensleben immer auch ein kritischer Kontrast zu einer Gesellschaft, die sich selber genügt oder meint, die Weisheit mit der Muttermilch eingenommen zu haben.

Aus: Klemensblätter 1/2–2008

Union der Europäischen Superiorenenkonferenzen (UCESM)

Am 15. Februar 2008 wurde Sr. Lutgardis Craeynest FMA aus der Gemeinschaft der Don Bosco-Schwestern für fünf Jahre zur neuen Präsidentin der Union der Europäischen Konferenzen der Höheren Ordensoberen/innen (UCESM) gewählt. Sie tritt die Nachfolge von P. August Hülsmann SCJ an
Die UCESM hielt vom 11. bis 17. Februar 2008 in Torhout, Belgien, ihre 13. Generalversammlung ab. Delegierte aus 38 Konferenzen von Ordensleuten aus 26 Ländern Europas, die ca. 400.000 Ordensmänner und Ordensfrauen in ganz Europa vertreten, kamen zu dieser zweijährlichen Tagung zusammen.

Unter den anwesenden Gästen, die von mehreren Institutionen gesandt worden waren, begrüßten die Versammelten Kardinal Franc Rodé, Präfekt der Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens. Aus Österreich nahmen die Präsidentin der VFÖ, Sr. Dr. Elisabeth Göttlicher OSU, P. Leonhard Gregotsch OSCam, der einer der Gründerväter der UCESM ist, und P. Erhard Rauch SDS, der Generalsekretär der österreichischen Superiorenenkonferenz, teil.

Die Versammlung diente vor allem dem Austausch von Überlegungen und Aktivitäten mit Blick auf ein gegenseitiges Kennenlernen und eine bessere Zusammenarbeit. „*Leidenschaft für Christus, Leidenschaft für die Menschen: lebt in Gemeinschaft. Welchen Beitrag an Europa leistet unser Leben in Gemeinschaft?*“, lautete das Generalthema. Mit Hilfe von Experten, wie dem Dominikanerpater Jean-Claude Lavigne, haben die fast einhundert Teilnehmerinnen und Teilnehmer über den Sinn des in Gemeinschaft gelebten Ordenslebens nachgedacht. Als Ort der Geschwisterlichkeit und der Communio im Glauben und in der Solidarität ist es ein Zeichen dafür, dass Versöhnung und Hoffnung innerhalb der Gesellschaft möglich sind. Die Versammlung hat eine Schlussbotschaft verabschiedet, die die Bedeutung des Wertes des Ordenslebens für die Kirche und für die Welt festhält (Veröffentlichung demnächst in den Ordensnachrichten. Mehr dazu unter www.superiorenenkonferenz.at).

Jesuiten

Am 19. Jänner 2008 wählte die in Rom tagende 35. Generalkongregation der Gesellschaft Jesu Pater Adolfo Nicolás SJ zu ihrem neuen Generaloberen.

Er ist der 29. Nachfolger des hl. Ignatius von Loyola an der Spitze des mit 19.850 Mitgliedern weltweit größten Männerordens. P.Nicolás wurde 1936 in Palencia (Spanien) geboren und trat 1953 in das Noviziat der Jesuiten in Aranjuez in der Provinz Toletana (Spanien) ein. 1967 wurde er in Tokio (Japan) zum Priester geweiht. Nach dem Master in Theologie an der römischen Universität Gregoriana ging er nach Japan und auf die Philippinen

und wirkte dort als Professor für Systematische Theologie an der „Sophia University“ in Tokio; Leiter des Pastoralinstitutes in Manila; Rektor des Scholastikats in Tokio; Provinzoberer der japanischen Ordensprovinz der Jesuiten; Leiter der Jesuitenkonferenz Asiens und Ozeaniens. Sein Vorgänger als Generaloberer des Jesuitenordens, der Niederländer P. Peter-Hans *Kolvenbach*, leitete die Gesellschaft Jesu 24 Jahre lang. Der auf Lebenszeit gewählte, fast 80-jährige P. Kolvenbach hatte den Papst um Erlaubnis zum Rücktritt gebeten.

Katholische Schulen

Weltweit gibt es rund eine viertel Million Schulen in katholischer Trägerschaft, die von fast 42 Millionen Schülern, Christen wie Nicht-Christen, besucht werden.

Die meisten katholischen Schulen gibt es in Nord- und Südamerika (zwölf Millionen Schülerinnen und Schüler). In Afrika und Asien sind es je zehn Millionen Kinder und Jugendliche, die an katholischen Bildungseinrichtungen unterrichtet werden. Europa hat neun Millionen, Ozeanien 800. 000.

Katholische Geistliche als Opfer von Gewalt

21 katholische Priester, Ordensleute und Seminaristen sind im Jahr 2007 weltweit gewaltsam ums Leben gekommen.

Das Land mit der höchsten Todesziffer katholischer Kleriker war 2007 der Irak: Ein Priester und drei Diakone starben bei einem Attentat im Juni in Mossul. Asien verzeichnet laut der Statistik mit acht ermordeten katholischen Kirchenmitarbeitern die meisten Opfer; in Mittel- und Südamerika waren es sieben, in Afrika vier, in Europa zwei.

Das bislang letzte Opfer war auf den Philippinen P. Jesus Reynaldo *Roda* von den Oblaten der Makellosen Jungfrau Maria (OMI). Am 15. Januar 2008 wurde der 55-jährige Missionar auf der Insel Tabawan erschossen. P. Reynaldo lebte hier seit zehn Jahren und leitete eine kleine Missionsstation. Insbesondere setzte er sich dabei auch für Bildungsprogramme und Initiativen des interreligiösen Dialogs ein. Der Missionar leitete zudem die von christlichen und muslimischen Kindern besuchte „Notre Dame“-Schule.

Kardinal Lorscheider gestorben

Der emeritierte Erzbischof von Aparecida (Brasilien), Kardinal Aloísio Lorscheider OFM, starb am 23. Dezember 2007 im Alter von 83 Jahren in Porto Alegre.

1924 als Sohn einer deutschstämmigen Familie in Estrela im südlichen Bundesstaat Rio Grande do Sul geboren, trat Aloísio Lorscheider mit 18 Jahren in den Franziskanerorden ein. Er wurde 1948 zum Priester geweiht.

In Rom promovierte er in Dogmatik und war dort bis 1962 als Professor an der Päpstlichen Universität „Antonianum“ tätig. Papst Johannes XXIII. ernannte ihn 1962 zum Bischof von Santo Angelo, Papst Paul VI. 1973 zum Erzbischof von Fortaleza. 1976 erhob ihn Paul VI. in den Kardinalsrang. Von 1971 bis 1979 war Aloísio Lorscheider Präsident der Brasilianischen Bischofskonferenz und von 1973 bis 1979 Vizepräsident und später Präsident des Rates der lateinamerikanischen Bischöfe CELAM. In dieser entscheidenden Epoche hat Kardinal Lorscheider die Weichen gestellt für die Erneuerung der Kirche gemäß dem Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils, im Sinn einer Option für die Armen und Entrechteten. Im Alter von 70 Jahren wurde er 1995 von Papst Johannes Paul II. zum Erzbischof von Aparecida ernannt. 2004 nahm der Papst sein Rücktrittsgesuch an. Der Befreiungstheologie bereitete er als „Mann der Mitte“ den Weg. In einem Beileidstelegramm würdigte Papst Benedikt XVI. Kardinal Lorscheiders „beständigen und großherzigen Einsatz“ als Bischof.

Hongkong

Im Alter von 110 Jahren starb im Dezember 2007 im Alter von 110 Jahren P. Nicolas Kao Shi Qian, der älteste Priester der Welt und älteste Einwohner Hongkongs.

P. Kao wurde 1897 in Chang Le in der Nähe von Fu Zhou, der Hauptstadt der chinesischen Provinz Fujian geboren. Er wurde 1915 getauft und 1933 zum Priester geweiht. Nach seiner Priesterweihe war er als Seelsorger in der Diözese Fu Zhou tätig. Insgesamt 40 Jahre lang widmete er sich der Mission in Taiwan, Malaysia, Singapur und Thailand. Nach 39 Jahren im Priesteramt trat er 1972 im Alter von 75 Jahren der Gemeinschaft der Trappisten in Hongkong bei, bei denen er mit 100 Jahren die ewigen Gelübde ablegte. Jeden Tag betete er mehrmals den Rosenkranz für den Frieden und für die Evangelisierung der Welt. Trotz seines hohen Alters hielt er sich strikt an den Tagesablauf im Trappistenkloster.

AUS UNSERER GEMEINSCHAFT

Vereinigung der Frauenorden Österreichs (VFÖ)

Sr. Kunigunde *Fürst*, Generaloberin der Franziskanerinnen von Vöcklabruck, wurde am 24. Februar 2008 bei der Tagung der Vereinigung der Frauenorden Österreichs (VFÖ) in Vöcklabruck zur neuen Präsidentin gewählt. Sie folgt auf Sr. Elisabeth *Göttlicher OSU*, die diese Funktion sieben Jahre lang innehatte. Stellvertreterin wurde Sr. Patricia *Erber*, Provinzoberin der Salvatorianerinnen. Die Generalsekretärin, Sr. Theresia *Sessing* von den „Hartmannschwestern“, feierte am 2. Jänner 2008 ihren 70. Geburtstag und wurde für ihre Verdienste am 28. Jänner im Wiener Rathaus mit der „Julius-Tandler-Medaille“ ausgezeichnet.

Stift Wilhering

Abt Gottfried *Hemmelmayr OCist*, Stift Wilhering, hat mit Vollendung seines 70. Lebensjahres seine Resignation angeboten, wie es in den Konstitutionen des Ordens vorgesehen ist. Der Konvent des Stiftes hat sich für eine Verlängerung seiner Amtszeit ausgesprochen. Der Abtpräses der Österreichischen Zisterzienserkongregation, Abt Wolfgang *Wiedermann* vom Stift Zwettl, hat nach Beratung im Kongregationspräsidium die Amtszeit von Abt Gottfried bis Mai 2010 verlängert.

Jesuiten

Die Gesellschaft Jesu hat mit 1. September 2007 wieder eine Niederlassung in der Diözese Graz-Seckau: die Statio Graz in 8010 Graz, Zwinzendorfsgasse 3 (Dompfarre). Ihr gehören drei Mitglieder an.

Benediktinerinnen

Das Kloster der Benediktinerinnen der Abtei St. Gabriel zu Bertholdstein, das bisher zur Beuroner Kongregation gehörte, ist als selbstständiges Priorat in die Föderation der Benediktinerinnen von der hl. Lioba aufgenommen worden. Diese Föderation ist eine monastisch-apostolische Gemeinschaft, die 1927 in Freiburg im Breisgau gegründet wurde. Die Schwestern werden Anfang September 2008 die aus dem 12. Jahrhundert stammende Burg Bertholdstein, in der sie seit 1918 wohnen, verlassen und nach St. Johann bei Herberstein in der Steiermark übersiedeln, wo neben dem „Haus der Frauen – Erholungs- und Bildungszentrum der Diözese Graz-Seckau“ eine neue Wohnstätte für die Gemeinschaft entsteht. Durch ihr Dasein, ihr Gebet und ihre Mitarbeit wollen die Benediktinerinnen die spirituelle Ausstrahlung des „Hauses der Frauen“ verstärken.

Kloster Gurk verkauft

Die Diözese Gurk-Klagenfurt übernimmt von den Salvatorianern, die auf Beschluss der Ordensleitung das Kloster Gurk aus personellen Gründen im Sommer 2008 aufgeben, den gesamten

Gebäudekomplex, bestehend aus Propsthof und Kapiteltrakt. Der Dom selbst ist dem Gurker Domkapitel zugeordnet. Diözesanbischof Dr. Alois Schwarz dankte den Salvatorianern für ihr jahrzehntelanges Wirken in der Diözese und bezeichnete den Kauf als „historischen und denkwürdigen Tag“ für die katholische Kirche in Kärnten, handle es sich doch bei dieser Liegenschaft gleichsam um die „spirituelle Wiege“ der Diözese Gurk.

1043 hatte die hl. Hemma das Kloster in Gurk gegründet, das vom Benediktinerinnen-Kloster Nonnberg in Salzburg aus besiedelt wurde. Nach der Aufhebung 1072 wurde hier eine Diözese gegründet. Die am Dom wirkenden Priester lebten ab 1124 nach der Regel der Augustiner-Chorherren. Die Residenz des Bischofs wurde sehr bald auf die Straßburg verlegt, während der Propst und das Domkapitel in Gurk blieben. Bis 1787 war Gurk Sitz eines Augustiner-Chorherrenstiftes, des Gurker Domkapitels. Zwischen 1792 und 1797 war Gurk Zufluchtsort für Salesianerinnen, die vor der Französischen Revolution aus Lyon geflüchtet waren. Als 1809/1810 die Napoleonischen Kriege auch Kärnten erreichten, fanden die Ursulinen aus Klagenfurt im Kloster Zuflucht. 1890 siedelten sich wiederum Benediktinerinnen aus Nonnberg in Gurk an und gründeten das Priorat „St. Hemma“. 1898 erwarben die Schwestern vom Domkapitel Wiesen, Äcker und Wald. 1921 wurde das Kloster aufgelassen; die Gebäude wurden an die Redemptoristen verkauft, die bis zum Jahre 1932 in Gurk blieben. 1932 übernahmen die Salvatorianer das

Stift und die Pfarre. Seither wirkten die Salvatorianer in Gurk als „Hüter“ des Grabes der hl. Hemma und des altherwürdigen Domes Mariä Himmelfahrt. Von 1988 bis 2006 arbeiteten hier auch Salvatorianerinnen.

Altbischof Maximilian Aichern 75

Am 26. Dezember 2007 wurde der Linzer Altbischof Maximilian Aichern OSB 75 Jahre alt. Das Linzer Domkapitel und Diözesanbischof Ludwig Schwarz SDB luden am 30. Dezember zu einem Dankgottesdienst in den Mariendom ein. Festprediger war Abt Martin Felhofer OPraem vom Stift Schlägl. Er unterstrich die große Wertschätzung Aicherns: „Wer mit Kirche in Berührung kommt, soll heiler, froher und mutiger werden. Das ist durch Dich, Bischof Maximilian, immer wieder spürbar geworden, diese Vision hat durch Dich Hand und Fuß bekommen.“ Als das „Parteiprogramm“ der Kirche habe Aichern immer das Evangelium gesehen und darin sei er Vorbild und Mahner. Landeshauptmann Dr. Josef Pühringer verwies in seiner kurzen Gratulation auf die 23 Jahre, die Bischof Aichern als Diözesanbischof gewirkt hat: „Die Aichern-Jahre waren gute Jahre für die Diözese Linz und das Land Oberösterreich“ (siehe auch ON 1/2007).

Christine Gleixner ausgezeichnet

Mit dem Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst Erster Klasse hat die Republik Österreich am 14. Februar 2008 das Wirken von Oberin Christine Gleixner

von den „Frauen von Bethanien“ gewürdigt, die von 2000 bis 2005 Vorsitzende des Ökumenischen Rates der Kirchen in Österreich war. In ihren Dankesworten erinnerte Oberin Prof. Gleixner insbesondere an Kardinal Dr. Franz *König*. Er habe ihr 1962 „den Weg in Wien bereitet“ und sie immer wieder ermutigt.

In seiner Laudatio würdigte der Wiener Weihbischof Dr. Helmut *Krätzl* die Verdienste Gleixners für „eine weiter wachsende Ökumene und einen fruchtbaren religiösen Dialog“. Sie habe auch auf der Grundlage einer profunden theologischen Bildung die Ökumene in Österreich wesentlich vorangetrieben und geprägt (vgl. ON 3/2006, S. 86 ff.).

Ausbau der Franziskanischen Universität in Gaming

Nach dem Umzug des „Internationalen Theologischen Instituts“ (ITI) ins niederösterreichische Trumau werden die freien Räume in der ehemaligen Kartause Gaming in Niederösterreich vom Europa-Ableger der Franziskanischen Universität von Steubenville/Ohio übernommen. Die Universität, die seit 1991 ihren Europa-Campus in Gaming unterhält, hat unlängst einen Nutzungsvertrag bis 2019 mit dem Hausherrn der Kartause Gaming, dem Architekten Walter *Hildebrand*, ausgehandelt. Neben der Franziskanischen Universität beheimatet die Kartause außerdem die Europa-Außenstelle der 2003 gegründeten amerikanischen „Ave Maria“-Privatuniversität in Naples/Florida.

Für Studenten aus dem osteuropäischen Raum bietet die Kartause weiterhin ein

Sprach- und Computerausbildungszentrum (LCI – Language & Catechetical Institute).

Borromäerinnen verlassen Gmunden

Nach den Kapuzinern, die im Herbst 2007 ihre Niederlassung aufgegeben haben, verlassen auch die Borromäerinnen die Stadt am Traunsee. Die Schwestern hatten bereits das Altenheim der deutschen St.-Anna-Hilfe übergeben, waren aber bisher noch in der Krankenseelsorge tätig. In Gmunden bleiben die Karmelitinnen und die Kreuzschwestern. Die in strenger Klausur lebenden zehn Karmelitinnen tragen die Pfarre im Gebet mit. Mit Kindergarten, Volksschule und Gymnasium im Pensionat Ort haben die Kreuzschwestern in der Bildung bis heute Maßstäbe gesetzt.

Bildband zum Papstbesuch in Heiligenkreuz

Unter dem Titel „Der Papst in Heiligenkreuz“ dokumentiert ein neuer Bildband den Besuch Papst Benedikts XVI. im Stift Heiligenkreuz am 9. September 2007 im Rahmen seines Österreich-Besuches. Der von P. Karl *Wallner* OCist herausgegebene Band enthält über 200 Fotos sowie die Ansprache des Papstes in Heiligenkreuz, ein Interview mit Abt Gregor *Henckel-Donnersmarck* und einen Beitrag des Theologen Klaus *Berger*, „Familiare“ von Heiligenkreuz. Erhältlich im Buchhandel sowie im Klosterladen des Stiftes (Tel. 0 2 2 5 8 / 8 7 . 0 3 / 1 4 3 , E-Mail: klosterladen@stift-heiligen-

kreuz.at).

KRANKENREFERAT

Ordensspitäler größte Krankenhaus-Gruppe Österreichs

Die Ordensspitäler haben 2006 ihren Leistungsumfang deutlich gesteigert und sind zur größten Krankenhaus-Gruppe Österreichs aufgestiegen. Seit 1999 hat sich der Anteil der Ordensspitäler an den Spitalsleistungen in Österreich von 16,2 auf 17,6 Prozent erhöht. In Wien stieg der Leistungsanteil sogar von 11,4 auf 16,1 Prozent.

„Das zeigt die hohe Versorgungsleistung und die Beliebtheit der Ordensspitäler“, so P. Leonhard *Gregotsch* OSCam, Leiter der Arbeitsgemeinschaft der Ordensspitäler Österreichs. Die Ordensspitäler führen die deutliche Leistungszunahme ihrer Häuser auf die hohe medizinische Qualität und die besondere Patientenzuwendung zurück. Nach wie vor unbefriedigend ist für die gemeinnützigen Ordensspitäler die Ungleichbehandlung in einigen Bundesländern bei der Finanzierung. Die Ordensspitäler fordern „gleiches Geld für gleiche Leistung bei gleicher Qualität“ und eine dementsprechende bundesweite Regelung.

Ordensspitäler Oberösterreich

Mehr als 550 Mitarbeiter/innen der acht oberösterreichischen Ordensspitäler nahmen am 5. Ordensspitälerkongress am 21. November 2007 in Linz teil. Die Tagung stand unter dem Thema „Spitäler vor dem Auskauf?“. Sr. Basina *Kloos*, Generaloberin der Franziskanerinnen von Waldbreitbach, führt in

Deutschland 25 Spitäler: „Wir sind vom Haus der Barmherzigkeit zum Anbieter auf dem Gesundheitsmarkt geworden.“ Auf diesem Markt müsse man sich durch Erschließung neuer Geldquellen und verstärkte Einbeziehung der Mitarbeiter/innen behaupten, so Sr. Basina. In Oberösterreich wurden im Jahr 2006 48 Prozent der stationären Patienten in einem Ordensspital behandelt. Auch in Zeiten, in denen Ordenspersonal nur mehr marginal in den Spitälern mitarbeitet und die finanziellen Beiträge der Orden geringer werden, haben die Ordenskrankenhäuser in Oberösterreich ihren festen Platz, betonte Landeshauptmann Dr. Josef *Pühringer*.

Krankenhaus St. Veit Lehrkrankenhaus

Das Krankenhaus der Barmherzigen Brüder in St. Veit an der Glan wurde am 7. Dezember 2007 offiziell zum Lehrkrankenhaus erhoben und damit Partner der Medizinischen Universität Graz in Forschung und Lehre. Alle vier Abteilungen des Spitals – Innere Medizin, Chirurgie, Gynäkologie und Geburtshilfe sowie Anästhesiologie und Intensivmedizin – sind berechtigt, Medizinstudenten klinisch-praktisch auszubilden. Fr. Paulus *Kohler* OH hob bei der Unterzeichnung des Kooperationsvertrags hervor, dass bei allen medizinisch-fachlichen Aspekten der christlich-menschliche Grundgedanke am Krankenhaus niemals verlorengehen dürfe.

Das Krankenhaus der Barmherzigen Brüder in St. Veit wurde 1876 gegründet und beschäftigt rund 360 Mitarbei-

terinnen und Mitarbeiter, davon 70 Ärzte. Jedes Jahr werden etwa 14.500 Patientinnen und Patienten stationär aufgenommen und 12.700 ambulant betreut. Die Barmherzigen Brüder sind mit den sieben Spitälern der österreichischen Ordensprovinz und insgesamt rund 4.400 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der größte private Krankenanstalten-Erhalter in Österreich.

Sanatorium Mehrerau – Wiedereröffnung

Das Sanatorium Mehrerau, das einzige Ordensspital in Vorarlberg, nahm Anfang Jänner 2008 nach umfassenden Sanierungsarbeiten seinen Normalbetrieb wieder auf.

Abt Kassian *Lauterer* OCist erinnerte bei der Wiedereröffnung daran, dass in Österreich die insgesamt 38 konfessionellen Krankenanstalten der größte private Anbieter stationärer Krankenversorgung sind. Jedoch sei heute der Bestand der Ordenskrankenhäuser aus mannigfaltigen Gründen gefährdet. Gerade deshalb sei die Gemeinschaft der Zisterzienser von Mehrerau allen, die zur Sicherung einer guten Zukunft des Sanatoriums beigetragen haben, zu tiefem Dank verpflichtet. Zugleich betonte der Abt, dass gerade in einem Ordensspital „Ehrfurcht und Respekt vor dem Geschenk des Lebens und der Würde der Person“ bei jeder ärztlichen, pflegerischen und menschlichen Zuwendung und Entscheidung transparent werden müssen.

Mit einer Kapazität von 50 Betten können Patienten – „ohne Unterschiede bezüglich Religion, Sprache, Nationali-

tät oder Volkszugehörigkeit“, so Abt Kassian – Behandlung und Nachsorge in einem modernen Krankenhaus in Anspruch nehmen.

Das Sanatorium Mehrerau wurde 1923 gegründet und nimmt seither einen festen Platz in der Geschichte der Gesundheitsversorgung in Vorarlberg ein. Mit einem Kostenaufwand von fünf Millionen Euro wurde eine umfassende Renovierung durchgeführt. Zugleich galt es, den Betrieb des Sanatoriums ohne finanzielles Wagnis für das Kloster Mehrerau sicherzustellen. Auch hier konnte eine gute Lösung gefunden werden: Die Kosten teilen sich das Land (60 Prozent) und die Heimatgemeinden der Patienten (40 Prozent).

Elisabethinen

Was die vor 800 Jahren geborene hl. Elisabeth von Thüringen vorlebte, versuchen die Elisabethinen heute umzusetzen. Unter dem Motto „*Schau hin und handle*“ standen bei einem Festakt des Landes Steiermark in der Aula der Alten Universität am 8. November 2007 in Graz die Heilige und ihre Nachfolgerinnen im Mittelpunkt. Der Festredner aus der ungarischen Heimat der Heiligen, Erzbischof Titularbischof Astrik *Várszegi* von der Benediktinerabtei Pannonhalma, beantwortete die Frage nach der Bedeutung der hl. Elisabeth für heute mit drei Imperativen: „Macht eure Augen auf! Macht eure Ohren auf! Macht euren Mund auf!“ Im Geiste Elisabeths heißt das: Auch dort hinschauen, wo Schattenseiten des Lebens sind. Geduldig zuhören, auch wenn uns jemand sein Leid klagt. Reden, wenn je-

mand Anteilnahme oder Lob braucht. Auch in wirtschaftlichen Schwierigkeiten dürfe die Stärke gerade katholischer Spitäler, den Patienten Verständnis und Zuwendung zukommen zu lassen, nicht eingespart werden, so Abt Várszegi. „Schau hin und handle“ ist auch der Titel einer eindrucksvollen *Festschrift*, die der Konvent der Elisabethinen in Graz anlässlich „800 Jahre hl. Elisabeth“ herausgegeben hat.

SCHULREFERAT

Umfassende Bildung in katholischen Schulen

70.000 Schülerinnen und Schüle besuchen in Österreich eine katholische Privatschule, insgesamt 6,4 Prozent. Das bedeutet sowohl prozentuell als auch in absoluten Zahlen einen Zuwachs gegenüber dem Vorjahr: Obwohl es auch heuer in Österreich wieder einen Schülerrückgang von einem Prozent gibt, ist im Bereich der katholischen Privatschulen Jahr für Jahr ein kontinuierlicher Anstieg der Schülerzahlen zu beobachten.

www.monasterium-ooe.net

Woher kommt der Name einer Familie? Wann wurde ein Ort das erste Mal urkundlich erwähnt?

Was Historiker bisher nur durch zeitintensive Besuche von Archiven erarbeiten konnten, lässt sich nun einfach im Internet recherchieren. 22.000 Urkunden aus den oberösterreichischen Stiften,

Klöstern und dem Oberösterreichischen Landesarchiv wurden digitalisiert und stehen ab sofort kostenlos im Internet zur Verfügung unter www.monasterium-ooe.net. Über dieses Internetportal kann man weitere 50 – hauptsächlich Ordensarchive – in ganz Mitteleuropa besuchen und deren Schätze in Sekundenschnelle auf den Bildschirm holen.

HINWEIS

Werk der Frohbotschaft: Neue Zeitschrift

„*Dein Wort – Mein Weg*“ ist der Titel einer neuen Zeitschrift, die das Werk der Frohbotschaft Batschuns vierteljährlich herausgibt. Die kostenlose Zeitschrift mit den Untertitel „*Zeitschrift für Bibel im Alltag*“ gibt in jeder Ausgabe Hilfen und Anregungen für das persönliche Bibellesen oder für die Arbeit mit Bibelgruppen, Lesehilfen für einzelne Bücher und Textabschnitte des Alten und Neuen Testaments, Anregungen für eine „Rast auf dem Weg“ und meditative sowie literarische Texte. Ein liturgischer Kalender informiert über die Bibeltexte der täglichen Liturgie und weist auf wichtige jüdische und islamische Feste hin. Die Autorinnen und Autoren wollen Menschen einladen und ermutigen, immer wieder neu die Bibel zu entdecken.

Bezugsadresse: Werk der Frohbotschaft Batschuns / „Dein Wort – Mein Weg“, Bahnhofstraße 27, 6800 Feldkirch (Tel.: 05522/72 885; E-Mail: feldkirch@frohbinnen.at).